Sammlung
Chemischer Experimente

zum

Nutzen der Künstler
Fabrikanten
und
überhaupt für alle Stände.

Zweiter Theil.

Leipzig.
bei Voß und Leo.
1793.

Vorrede.

Der Verfasser dieser Sammlungen, von welchen gegenwärtig der zweite und letzte Theil erscheint, ist zwar kein Gelehrter von Profession, aber ein Mann, der bei seinen oftmaligen Reisen in mehrern Ländern manches anschauend sah und lernte, was viele andere, auf eine zwar bequemere, aber darum keineswegs immer sichrere, Art, aus Büchern zu ersehen und zu erlernen pflegen. Er beobachtete den Chemiker in seinem Laboratorium, besuchte den Fabrikanten in seiner Werkstätte, und interessirte sich für den Oekonomen. Es fehlte ihm nicht an gutem Willen, günstige Gelegenheiten zur Belehrung seiner selbst zu

benutzen, das Fremde mit dem Seinigen zu vergleichen, und dasjenige, was ihm besser dünkte, bei eigner Anwendung zu wählen. Seine Wißbegierde trug mit ämsiger Sorgfalt alles zusammen, was ihm zur Belehrung aufstieß; sie beschränkte sich nicht blos auf das Nützliche, sondern ließ auch das Angenehme und Unterhaltende nicht unbemerkt.

So entstand unvermerkt eine Sammlung der mannigfaltigsten Experimente und Recepte, zwar nicht sistematisch geordnet, nicht immer mit der strengsten Auswahl aufgenommen, aber doch nützlich für mehrere Stände und in vielfacher Rücksicht brauchbar für das gemeine Leben; eine Sammlung, die besonders auch deswegen nicht überflüssig seyn mag, weil der Verfasser in vielen Artikeln derselben aus eigner Erfahrung zu sprechen scheint.

Aus dem bisher Angeführten läßt sichs auch schon einigermaßen erklären, warum der Titel des Buchs die abgehandelten Gegenstände, unvollständig anzeigt und namentlich

dem 2ten Theile nicht ganz entsprechend ist. Dieser Titel schreibt sich weder von dem Verfasser noch von dem Herausgeber her, sondern wurde von einem Dritten, von dessen Gutdünken es abhieng, ob die Schrift gedruckt werden sollte, oder nicht? für den ersten Theil sehr glücklich gewählt. Die Handschrift des zweiten Theils folgte weit später, und lange nach dem Abdrucke des erstern. Diese Umstände mögen es also bei dem Leser entschuldigen, daß er in dem Buche mehr findet, als er Anfangs wohl erwartet hatte.

Der Herausgeber ließ sein Augenmerk vorzüglich auf folgende zwei Punkte gerichtet seyn:

1) die Schreibart des Hrn. Verf. im Ganzen zu verbessern, und so viel es ohne förmliche Umarbeitung möglich war, leichter, und jedem Leser verständlich zu machen.

2) Unter der Menge von Artikeln nur diejenigen aufzunehmen, welche nicht blos für den Verf. sondern auch für Andere

nicht ohne Interesse zu seyn, hoffen ließen.

Ob er in seiner Wahl zu strenge oder zu nachsichtig gewesen sei, getraut er sich nicht zu enrscheiden. Vielleicht wähnt der Herr Verf. das Erstere und manche, belesene Beurtheiler behaupten das Zweite.

Nur selten ist eine erläuternde oder verbessernde Anmerkung hingekommen, und wenn es dann und wann geschah, so hatte jene leidige Sucht zu kommentiren gewiß nicht den geringsten Antheil an denselben; sie gründete sich lediglich auf das Gefühl einer vermeintlichen Nothwendigkeit, auf die Hofnung irgend eines kleinen Vortheils für die Leser.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

No.		Seite.
1	Ziegenfelle zu gerben, daß sie zur Verfertigung des ächten Saffians verwendet werden können.	3
2	Grüner Saffian.	7
3	Blauer Saffian.	7
4	Aechten rothen Saffian zu bereiten.	8
5	Weiße Kalb- und Schaaffelle gelb zu färben.	11
6	Unrein gewordenem, gelbem Lederzeuge ein neues Ansehn zu geben.	12
7	Den Indigo zu grüner und blauer Lederfarbe aufzulösen.	13
8	Leinen Tuch rosenroth zu färben.	16
9	Alle Gattungen von Bleiweiß zu verfertigen.	18
10	Schieferweiß.	22
11	Bleizucker durch Scheidewasser.	24
12	Bleizucker durch Essig.	25
13	Bereitungsart eines guten und wohlfeilen Essigs.	27
14	Feste, grüne Mahlerfarbe.	30
15	Braunschweiger Grün.	32
16	Berlinerblau.	33

No.		Seite.
17	Pariserblau.	46
18	Salmiack.	48
19	Phosphorus.	63
20	Wienerlack.	69
21	Blaue Farbe, dem Ultramarin gleich.	70
22	Schüttgelb.	71
23	Königsgelb.	72
24	Karmin.	72
25	Florentinerlack.	73
26	Zinnober.	76
27	Aezendes, sublimirtes Quecksilber.	80
28	Rothes niedergeschlagenes Quecksilber.	82
29	Pastelfarben.	83
30	Venezianische Seife.	86
31	Venetianische Seife aus Wundersalz.	89
32	Pottasche.	89
33	Vitriol nach Art des Salzburgischen.	94
34	Vitriol aus Schwefel.	96
35	Goldsalz.	101
36	Prager Lustwasser.	104
37	Türkischroth buf baumwollen Garn.	105
38	Im kalten blau zu färben.	118
39	Linnenzeug blendend weiß zu bleichen.	111
40	Marmor durch Kunst bereitet.	113
41	Oehl zur Bewahrung der Schiffe vor Fäulniß und Ungezieser.	116
42	Erzeugung des Grünspans.	117
43	Ciprischer Vitriol.	118
44	Eine Art den Kampfer zu rafiniren.	118
45	Der Seide und den Seidenstoffen einen schönen Glanz zu geben.	119

46 Salpeter zu pflanzen. . . 121
47 Bereitungsart des Siegellacks. . 126

II. Abschnitt.

No. Seite.
1 Leinöhl zu bereiten, welches geschwinde trocknet. . . 143
2 Laque Martin, oder Kopalfirnis. . 145
3 Nachahmung des schwarzen, Chinesischen Lacks. . . . 148
4 Chinesischer Firniß. . . 149
5 Goldfirnis über die feinsten Arbeiten. . 151
6 Goldlack auf Kupfer und andre Metalle. 152
7 Goldfarbe auf Metall zu setzen. . 153
8 Lack zu Tafeln und Gemählden, worauf vergoldet werden kann. . 155
9 Lack über Meubeln. . . 157
10 Lack über Vergoldungen. . . 158
11 Lack über angestrichne Geräthe. . 159
12 Lack über bunte und feine Holzarbeit. . 160
13 Weiser Firniß über Gipsbilder. . 161

15 Weißen Glanzlack auf hartes Holz zu legen. . . 163
16 Lack über Bilder und Papiertapeten. . 167
17 Weißer Firniß über Kupferstiche. . 169
18 Glanzfirniß über Malereien mit Wasserfarben. . . 171
19 Firniß die Gemälde zu erleichten und vor den anfliegenden Unreinigkeiten zu verwahren. . . 172

No. Seite.
20 Lack über Wachsarbeit. . . 174
21 Glänzender Firnis auf Pappe. . 176
22 Wachsfirnis, um das hölzerne Hausgeräthe zu bohnen oder glänzend zu machen. 177
23 Lack über Arbeiten ans Schildkrot. . 178
24 Lack auf Schildkrot und Holz. . 179
25 Indianischer Firniß über hartes Holz. . 180
26 Wohlriechende Firnisse über Kommoden. 183
27 Lack auf Holz. . . 184
28 Die Art und Weise das Holz zu lackiren. 185
28 b Firniß, womit Papier und Pergament überzogen werden können, auf welche Farben, mit Gummiwasser abgerieben, aufgetragen worden sind. . 186
29 Firniß über Silber und weiße Metalle. 189
30 Firniß, womit den mit Muschel- oder Blättchensilber überlegten Körpern ein Goldähnliches Ansehn gegeben werden. kann. . . . 190
31 Lack über Platten von Stein oder Eisen. . 191
32 Lack auf Leder. . . 192
33 Hüte zu lackiren. . . 195
34 Gehobelte Röhre zu lackiren. . 196
35 Lack auf Leder. . . 197
36 Eine schwarze Farbe zu Bereitung der Lacke. . . 199
37 Lack über vergoldetes Leder. . 200
38 Lack auf Blecharbeit. . . 201
39 Firinß zum Glasmalen, . . 205
40 Lack auf Glas. . . 206
41 Glas zu vergolden. . . 207

No.		Seite.
42	Gold und Silber auf Glas zu legen, welches sich poliren läßt.	208
43	Firniß, worauf man am feinsten vergolden kann.	209
44	Trippel zum Lackschleifen zu bereiten.	210
45	Glanzpulver auf die zu vergoldende Holzarbeiten.	211
46	Bolus zum Vergolden.	212
47	Vergoldung auf Holz.	214
48	Das Gold von altem, unbrauchbar gewordenen Schnitzwerk wieder zu bekommen.	215
49	Unächte oder Stummische Vergoldung.	
50	Bunte, oder mit Goldstreu belegte Holzarbeit.	218
51	Lack über diese bunte oder mit Goldstreu belegte Holzarbeit.	219
52	Figuren und Verzierungen von Golde ohne Mühe auf Holzarbeit aufzutragen.	220
53	Gold und Silber zuzubereiten daß man damit mahlen kann.	221
54	Das Gold von den damit überzogenen Silbergeschirren abzusondern, ohne ihnen dabei zu schaden.	222
55	Der Kupferarbeit eine Goldfarbe zu geben, welche sie vor dem Anlaufen bewahret.	224
56	Eine Goldfarbe auf Zinn zu legen.	225
57	Tinktur, um in Eil eine Goldfarbe auf Kleinigkeiten aufzutragen.	226
58	Metalle oder Komposition zu versilbern.	226

No.		Seite.
59	Silber oder übersilberte Arbeit weiß zu sieden.	228
60	Weiße, dem Silber ähnliche Komposition.	229
61	Eine andere Bereitungsart des weißen Kupfers.	230
62	Bereitungsart des Tombacks.	232
63	Merkmale des im Sande oder in den Flüssen verborgenen Goldes.	233
64	Das Gold vom Sande zu reinigen.	234
65	Auf Gold zu mosiren.	236
66	Auf Alabaster, Marmor und andere Steine tiefe oder erhabene Schrift zu bringen.	237
67	Marmor und Alabaster zu färben.	339
68	In Kalzedon, Agat u. a. harte Steine Figuren einzubeitzen, als ob sie von der Natur hineingewachsen wären.	240
69	Verzierungen, Kolonaden ꝛc. in Gipsmarmor einzuätzen.	242
70	Der Gipsarbeit eine Kupferfarbe zu geben.	244
71	Die in Kupfer gestochenen Schildereyen Goldartig in Gips einzuschmelzen.	244
72	Kupferstiche oder Landkarten auf Glas zu bringen.	246
73	Die Pastellmalereyen zu fixiren.	248
74	Gemälde von der alten Leinewand auf neue zu bringen.	250
75	Bereitungsart der Oehlfarben.	256
76	Zubereitung der zum Lakiren anwendbaren Farben.	258

No.		Seite.
77	Malgold und Malsilber.	261
78	Den Blumen ihre natürliche Farbe auszuziehen.	262
79	Tusche zu fabriziren.	265
80	Glanzgrün zur Uebertünchung des Holzwerks.	267
81	Das Holz roth zu färben und zu glänzen.	268
82	Holz- und Knochenbeize.	270
83	Das Holz Zitrongelb, grün, blau und schwarz zu färben.	272
84	Fugen, Ritzen und Sprünge auf lakirtem Holze eben zu machen.	273
85	Bilder, Figuren und Ornamente, statt des Gipses aus Holz gegossen.	275
86	Alte, unscheinbar gewordene Gipswerke zu erneuern.	276
87	Glasur auf irdene Geschirre.	278
88	Gold auf Porzellan einzubrennen.	279
89	Glas in Porzellan zu verwandeln.	282
90	Elfenbein und andere Knochen so weich zu beizen, daß man sie wie Wachs bearbeiten kann.	283
91	Geldlich gewordenes Elfenbein wieder weiß zu machen.	284
92	Das Stroh verschiedentlich zu färben.	285
93	Federn ꝛc. zu färben.	288
94	Das Eisen ohne Feuer zu löthen.	291
95	Die Feuchtigkeit aus den Mauern zu vertreiben.	293
96	Rother, dauerhafter Lack auf Kalkmauern.	294

No.		Seite.
97	Meerschaumene Tobackspfeifenköpfe schön braun zu machen.	296
98	Stein= Glas= und Porzellanleim.	297
99	Radierkunst, wodurch man Kupferstiche abzuzeichnen pflegt.	298
100	Die in englischer Manier gearbeiteten Kupfer, nach Art der französischen Kabinetstücke, in Kolorit zu setzen.	301

Zweiter Theil.

Schönheitsmittel.

No.		Seite.
1	Den bleichen Gesichtern ihre natürliche Röthe zu geben.	3
2	Die Wangen lebhaft zu machen.	4
3	Wangen und Lippen roth zu mahlen.	4
4	Die Augenbraunen schwarz zu machen.	5
5	Rothe Haare zu färben.	5
6	Wasser, das Angesicht schön weiß zu erhalten.	5
7	Das Gesicht fein und zart zu erhalten.	6
8	Schönheitswasser.	6
9	Wasser, welches dem Gesichte und den Händen Weiße verschaft.	7

10 Mittel, zarte, weiße Hände zu bekommen. . . 7
11 Mittel wider Sommer- und sogenannte Leberflecke. . . 8
12 Wasser die Runzeln aus dem Gesichte zu vertreiben. . . 9
13 Alte Gesichter jung zu machen. . 9
14 Eine schöne Schminke zu bereiten. . 9
15 Eine schöne Schminke das Angesicht glänzend zu machen. . . 10
16 Gute, wohlriechende Seife zu kochen. . 11
17 Eine andere gute Seife. . . 11
18 Fleckseife zu machen. . . 12
29 Flecke aus weißem Tuche zu bringen. . 12
20 Dintenflecke aus weißem Zeuge und aus Seide zu bringen. . . 13
21 Wasser zur Erhaltung der Haare. . 13
22 Pommade zur Erhaltung der Haare. . 14

Dintenrecepte.

23 Gute, schwarze Dinte zu machen. . 15
24 Schwarze Dinte. . . 15
25 Eine silber- und goldähnliche Dinte. . 16
26 Rothe Dinte zu machen. . . 16
27 Grüne Dinte. . . 16
28 Eine andre grüne Dinte. . . 17
29 Blaue Dinte. . . 17
30 Blaue Dinte auf eine andre Art. . 17
31 Goldgelbe Din . . 18
32 Gelbe Dinte. . . 18

No. Seite.
33 Dintenflecke und Schrift vom Papier zu bringen. ; ; ; 19
34 Die Schrift vom Papiere weg und wieder hervorzubringen. ; ; 20
35 Eine verborgne Schrift, die man erst lesen kann wenn sie durchs Wasser gezogen wird. ; ; ; 21
36 Eine Schrift die man nicht eher lesen kann, als bis man sie verbrennt. ; 21
37 Linien auf Papier zu ziehen, welche man wieder abwischen kann, wenn man will. 22
38 Verborgene Schrift auf Glas. ; 22
39 Einen Brief in ein Ei zu schreiben. ; 23
40 Einen Goldgrund zu Schriften zu bereiten. 24
41 Würmer aus Pelzwerk zu vertreiben. ; 25
42 Die Schaben aus Pelzwerk zu vertreiben. ; 25
43 Mittel wider die Ratten. ; ; 26
44 Vertreibung der Fliegen, Flöh und andern Ungeziefers. ; ; 26
45 Pulver wider die Wanzen, Fliegen ꝛc. ; 27
46 Die Bücher vor Schimmel und Wurmstich zu bewahren. ; ; 28
47 Einen goldnen und silbernen Baum zu machen (Arbor Dianae) ; 29
48 Artige Figuren in einem Zimmer vorzustellen. ; ; ; 30
49 Aus einer Flasche zu schießen. ; 31
50 Die vier Elemente in einem Glase vorzustellen. ; ; ; 32
51 Einen starken Knall mit einer Ochsenblase zu erregen. ; ; ; 33

Dritter Abschnitt.

Schönheitsmittel.

No. 1.

Den bleichen Gesichtern ihre natürliche Röthe zu geben.

Weswegen man Braunholz und Alaun, beides von gleichen Theilen, zu Pulver stößt, und im rothen Weine so lange beim Feuer sieden läßt, bis der sechste Theil eingesotten ist. Alsdann nimmt man es von Feuer ab, läßt es erkalten, und durch ein Tuch in eine Bouteille laufen, die man nachher gut verstopfet. Wenn man sich dieses Weines bedienen will, so tauget man ein kattunen Fleckchen darein, und wäschet sich damit nach eigenem Belieben, wodurch man eine schöne, natürliche Röthe erziehlen kann.

Ferner empfehlen wir ein Mittel

No. 2.

Die Wangen lebhaft zu machen.

Am diensamsten sind die Füße eines Ochsen, oder einer Kuh, welche man erstlich sehr fein zerschläget, und sodann daraus nach der gewöhnlichen Weise ein Wasser distilliret, womit man sich die Wangen, mittelst eines scharlachenen Läppchens, fleißig abwäschet. Sie bekommen dadurch ein frisches und lebhaftes Ansehen.

Eben so hat man auch ein Mittel

No. 3.

Die Wangen und Lippen roth zu mahlen.

Wenn man Cochenille so lange in Rosenwasser weichen läßt, bis die Farbe ganz ausgegangen ist, dann darein ein Stückchen Baumwolle tunket und solche trocknet. Macht man bey dem beliebigen Gebrauche die rothgefärbte und trockne Baumwolle ein wenig mit Speichel naß, und reibet sich damit die Wanzen und Lippen, so wird man eine natürliche Röthe hervorbringen.

Nicht uneben passet hierher das Mittel

No. 4.

Die Augenbraunen schwarz zu machen.

Man kochet Rinde von Eichenbäumen, und zu einen schwarzen Pulver gebrannte Mandeln, und wäschet dann sich des Abends und Morgens die Augenbraunen. Sie werden dadurch endlich ganz schwarz gefärbet werden.

Fast eben so kann man auch

No. 5.

Rothe Haare färben.

Man brennet sich eichene Rinde und Mandeln gänzlich zu einen Pulver, zerreibet solches sehr fein, und rühret es unter weiche und harte Pommade, deren man sich täglich beim Frisiren bedienet. Auf diese Art wird sich das Haar in kurzen färben, immer schwärzer werden und beständig bleiben.

No. 6.

Wasser, das Angesicht schön weiß zu erhalten.

Man nehme Mastix in Körnern und Spiegelholz zu gleichen Theilen, stoße es klar, und reibe

es in Weine auf einer Marmorplatte, distillire es in Wein über dem Kolben, setze diese Mischung an einen sichern Ort, bis sie ganz helle wird. Mit diesem Wasser wäscht man sich Abends und Morgens; in einer Stunde darauf mit Seifenspiritus, und man erhält durch dessen Gebrauch ein weißes Gesicht.

Desgleichen haben wir ein vortrefliches Mittel

No. 7.

Das Gesicht fein und zart zu erhalten.

Man zerschneide eine Limone oder Zitrone, nehme eine Hand voll Aronwurzel, sechzehn Loth Zitronensaft, und ein Pfund Geißmilch, distillire hieraus ein Wasser, und wasche sich des Tages dreimal damit. Dieses Wasser verschaft und erhält dem Gesichte eine reine, zarte und weiße Haut.

So können wir auch ein vortrefliches

No. 8.

Schönheitswasser,

für unsere heutigen Schönen zu verfertigen.

Wir distilliren aus vier Loth Salpeter, zwei Loth gefeiltem Stahl, und einem Lothe Kampher, ein Wasser, welches wir den Grazien des Morgens und Abends zum Waschen anempfehlen.

Wenn man dieses Wasser nicht gleich abtrocknet, so wird es alle Unreinigkeit hinwegnehmen, und wenn man sich darauf des Taubenwassers, von welchem wir weiter unten handeln werden, bedienet, eine sehr schöne, weiße, und zarte Haut verschaffen.

No. 9.

Wasser, welches dem Gesichte und den Händen Weiße verschaffet.

Man mache sich eine Lauge von Weinstein, nehme davon acht Loth, gieße hierzu nach Belieben fein gepreßtes Mandelöhl, rühre diese Komposition so lange, bis sie weiß werde, um, und wasche sich damit des Abends und Morgens.

Auch hat man ein vortrefliches

No. 10.

Mittel, zärte, weiße Hände zu bekommen.

Man preßt Mandeln aus, oder bedienet sich des ächten Mandelöhls, machet selbes mit Weinsteinöhle an, und wäschet sich damit des Tages dreimal. Oder: Man distillirt sich aus Violenblumen, Fenchel, und Wintertraubenblüte,

eines so viel als das andere, ein Wasser. Desgleichen kann man sich aus Lilienblättern ein Wasser distilliren, in dieses Wasser ein Stückchen Sandelholz legen, bis es die Farbe abgelassen hat. Hernach nimmt man zu jeder Unze dieses Wassers ein Loth in Lauge gereinigten Mastix, welcher in einem Brennofen herübergezogen, und vor das Loch ein wenig Bisam zum Wohlgeruch gehängt wurde. Beider Wasser bedient man sich nur zum Waschen der Hände, welche dadurch weiß und zart erhalten werden.

No. 11.

Mittel wider Sommer- und sogenannte Leberflecke.

Man stößt sich zu diesem Ende ein Pfund gedörrte Limonenschalen, machet sie mit einem Pfunde Waizenmehl in Limonen- oder Zitronensafte an, so daß eine flüssige Masse daraus werde, welche man nachmals wieder hart werden läßt, und dann zu Pulver stößt. Will man sich dessen zum Gebrauche bedienen, so löset man ein Stückchen, von der Größe einer Wälschen Nuß, in einem Glase Regenwasser auf, und wäscht sich damit recht oft Gesicht und Hände; es wird, nach fleißigem Gebrauche, alle Sommerflecken hinwegnehmen.

No. 12.

Wasser, die Runzeln aus dem Gesichte zu vertreiben.

Hierzu distilliret man zwei Wasser: das eine von grünen Tannenzapfen; das andere aus ausgepreßtem Limonensafte. Erstlich wäschet man sich mit dem Wasser aus Tannenzapfen, dann mit dem Limonensafte, und so abwechselnd fort, worauf man baldige Wirkung verspühren wird.

Desgleichen haben wir ein schönes Mittel

No 13.

Alte Gesichter jung zu machen.

Man nehme zwei Loth Schwefel, vier Loth weissen Weyhrauch, vier Loth Myrrhen, sechs Quentchen Umbra, alles dieß zusammen gestoßen, und über ein Pfund Rosenwasser abgezogen, des Morgens und Abends sich damit gewaschen, und darauf auch gleich mit bereithabendem Gerstenwasser abgewaschen.

No. 14.

Eine schöne Schminke zu bereiten.

Man lasse vier Loth weißen Borax, vier Loth Kampher, vier Loth Alaun, zwei Loth Federweiß,

jedes besonders, wohl zerstoßen, thue diese Spezies insgesammt in einen Topf, lasse selben, wohl zugeklebet, zwei Stunden kochen, dann erkalten; sodann thue man es in ein Glas und mische darein zwei frisch gelegte Eier, welche vorhero mit einer Ruthe derb geschlagen worden. Man lasse dieses zusammen zwanzig Tage in der Sonne distilliren, und wenn es hell ist, trage man es mittelst eines scharlachnen Läppchens auf, worauf gewiß ein wunderschönes Gesicht zum Vorschein kommen wird.

So haben wir denn endlich auch

No. 15

Eine schöne Schminke, das Angesicht glänzend zu machen,

in unseren Geheimnissen aufbewahret, welche wir noch mittheilen wollen.

Wir nehmen dazu eine Limone oder Zitrone, in die wir ein rundes Loch, in der Größe einer Haselnuß, einschneiden. Wir füllen dieß Loch mit Kandelzucker und Blättchengold, decken es mit dem ausgeschnittenen Stückchen wieder zu, und lassen die Limone auf Kohlen braten, wenden solche um, damit sie recht durchbrate, drucken alsdann so viel Saft daraus, als wir können, und brauchen solches, mittelst eines scharlachenen Tuches, als

eine Schminke, dadurch wir das Gesicht schön glänzend machen.

Nun wollen wir auch lehren,

No. 16.

Gute und wohlriechende Seife zu bereiten.

Man knete ein Pfund Spanische Seife, ein Loth pulverisirte Violwurzel, ein Loth zu Mehl gemachtes Sandelholz, mit etlichen vierzig Tropfen Rosenholz und Negelöhle, zu einen Teige, und forme es in Kugeln.

No. 17.

Eine andere gute Seife.

Man mache ebenfalls aus zwei Pfunden Venetianischer Seife, zwei Loth gestoßenen Gewürznäglein, zwei Loth weißem, zu Pulver gemachtem Sandelholze, und zehen Granen Moschus einen Teig, mische auch etwas Rosenöhl, Florentinische Violwurzel und Nägleinöhl hinzu, und forme selbe nach eigenem Belieben, rund oder viereckig.

No. 18.

Fleckseife zu machen.

Man nehme die Hälfte von einer Ochsengalle, und mische dazu das Weiße von zwei Eiern, alsdann ein Pfund gebrannten Alaun, zwölf Loth gestoßne Violwurzel, und etwas fein geriebenes Salz; desgleichen so viele Spanische Seife bis man vermögend ist, solche gehörig zu bearbeiten, und Kugeln formen zu können, worauf man sie endlich im Schatten trocknen läßt.

Die Flecken, welche man damit heraus machen will, werden naß gemacht, die Seife stark eingerieben, und dann das fleckigte Produckt mit reinem Wasser sauber ausgewaschen. Dieß wiederholt man, bis der Fleck gänzlich heraus, und nichts mehr davon zu sehen ist.

Weil wir nun einmal vom Fleckausmachen reden, so wollen wir auch gleich ein Wasser angeben, das als Mittel dient,

No. 19.

Flecke aus weißem Tuche zu bringen.

Wir nahmen acht Loth Alaun, in zwei Maas Wasser, und ließen es bis zum vierten Theile einkochen. Alsdann schabten wir, nach Gutdün-

ken, Spanische Seife hinzu, ließen es noch etwas kochen, und wuschen mit diesem Wasser, dem Tuche unbeschadet, alle darinnen befindliche Flecke rein heraus; worauf wir denn das Tuch, nach nochmaligem Auswaschen, appretiren ließen.

Desgleichen gelang es uns auch

No. 20.

Dintenflecke, aus weißem Zeuge und aus Seide zu bringen.

Wir nahmen Zitronensaft und Sauerkleesaamen (welchen letztern wir zu klaren Pulver zerstießen) in gleichen Theilen, machten daraus eine Mischung und ließen, nachdem wir vorher den Dintenfleck mit Wasser angefeuchtet hatten, einen Tropfen derselben darauf fallen, welches die Dinte auflößte, daß sie sich völlig heraus waschen ließ.

No. 21.

Wasser zur Erhaltung der Haare, damit sie nicht ausgehen, und die ausgegangenen wieder nachwachsen.

Mann brenne Bienen zu Asche, reibe selbe klein, und mache sie mit Mandel- oder Provenzeröhle an. Mit dieser Mixtur bestreiche man Abends

und Morgens die kahlen Orte; vorhero aber wasche man sich mit einer gemeinen Lauge, worinnen Steinrauthe, Akremonium und Baumwachs, jedes gleichviel, gesotten wurde, die Woche zweimal. Man wird mit Verwunderung wahrnehmen, wie die Haare wachsen und zunehmen werden. Es versteht sich aber, daß der Kopf von Puder, Pommade und allen Unreinigkeiten gesäubert und rein gehalten werden müsse.

Hierzu bediene man sich der

No. 22.

Pommade zur Erhaltung der Haare.

Ihre Zubereitung besteht darinn, daß man ein halbes Pfund frisches Rindsfett in einem Hafen über gelindem Feuer fließen läßt, und sodann die Schaale von zwei bis drei Zitronen auf einem Reibesteine reibet, ebenfalls auch zwei Muskatennüsse, nebst einem Quentchen Nägel, fein abgerieben, hinzumischet, und selbem ein Drittheil Provenzeröhl, und ein Drittheil Franzbranntewein hinzusetzet. Diese ganze Masse läßt man dann in einem wohlverwahrten Topfe vier und zwanzig Stunden stehen, und verbraucht sie nachher als eine weiche Pommade.

Dintenrezepte.

No. 23.

Gute, schwarze Dinte zu machen.

Man nimmt acht Loth Gallus, zwei Loth Gummi Arabikum und ein Loth Alaun, stößt diese Spezies gröblich. Vorhero aber kochet man vier Loth weißen, kalzinirten Victriol, in einem halben Maas Weinessig, oder läßt ihn vier und zwanzig Stunden darinnen liegen. Hierein wirft man dann die obigen Dinge, und läßt die Mischung vier Tage an einem temperirten Orte stehen, in welcher Zwischenzeit sie öfters umgeschüttelt werden muß. Man erhält alsdann eine herrliche Dinte.

Viele bereiten auch

No. 24.

Schwarze Dinte,

Auf die Weise, daß sie sechs Loth Gallus, fünf Loth Victriol, vier Loth Erlenknöpfchen, (solche, wie die Hutmacher brauchen) nehmen, vier Loth Gummi Arabikum gröblich stoßen, und diese Spezies in einem und ein halb Maas Bier, in einem glasirten Tiegel, fünf bis sechs Tage weichen lassen, welches auch eine schöne Dinte giebt.

No. 25.

Eine silber- und goldähnliche Dinte

Wird dadurch bereitet, daß man auf ein oder zwei Loth Quecksilber, guten Weinessig gießet, etwas ungelöschten Kalk zusetzet, und solches in einem starken Glase in Glut bringet. Es zerfließet dann diese Materie und wird zu einem Wasser oder zu einer Dinte, mit welcher sich auf Papier und Pergament schreiben läßt. Setzt man dieser Komposizion Saffran zu, so erhält man eine goldähnliche Dinte.

No. 26.

Rothe Tinte zu machen.

Man kochet Cochenille in Weinessig, und versetzt sie mit etwas wenig Alaun.

No. 27.

Schöne grüne Dinte zu machen.

Diese wird dadurch erzielet, daß man Grünspan sehr fein zu Pulver präparirt, einer Erbse groß Safran hinzusetzet, und solches mit etwas

Gummi Arabikum, in gutem Weinessige weichen läßt.

Desgleichen haben wir auch

No. 28.

Eine andre grüne Dinte,

Welche man aus Attichbeeren erhält, wenn man sie mit Alaun vermischt, und in Urin sieden läßt.

No. 29.

Blaue Dinte zu machen.

Man läßt vier Loth Grünspan und vier Loth Indigo, mit ein wenig Gummi Arabikum versetzt, in einem halben Maas Weinessig kochen. Dieß giebt, nach der in einigen Tagen erfolgten Abklärung, eine sehr schöne, blaue Dinte.

No. 30.

Blaue Dinte auf eine andre Art zu bereiten.

Dazu nehme man Wacholderbeeren, drücke ihnen den Saft aus, setze diesem Safte etwas

Alaun zu, und lasse solches in vier Theilen guten Weinessig, und einem Theile geläuterten Urin weichen.

Diese Mischung verschafft eine vortrefliche blaue Dinte.

No. 31.

Goldgelbe Dinte zu machen.

Man presse Eidotter durch ein feines Tuch, vermische es mit etwas Menche; thue die Mischung in ein Glas und verdünne sie mit Wasser, in welchem Gummi Arabikum aufgelößet ist, dergestalt, daß daraus eine flüssige Dinte wird, damit man schreiben kann.

So erhält man auch eine simple

No. 32.

Gelbe Dinte,

Wenn man den sogenannten Schmalzblümlein ihren Saft ausdrücket, selben mit ein wenig aufgelößtem Alaun vermischt, und mit Gummiwasser verdünnet. Wer sich nun andre Kouleuren von Dinte wünscht, der kann sich mit Versetzung der Farben, wenn er die Mischung derselben nur

einigermasen weiß, gar leicht helfen, und sich alle nur mögliche Arten und Farben zusammensetzen.

* * * * * * * * *

Da wir nun Dinte zu bereiten gelehrt haben, so wollen wir auch ein Mittel angeben, die

No. 33.

Dintenflecke und Schrift vom Papier zu bringen.

Man distillirt sich zu diesem Ende ein Wasser, aus Salpeter und Ungarischen Victriol, gleichen Theils, benetze mit diesem Wasser einen Schwamm, und überfahre damit die Dintenflecke oder die Schrift, welches, dem Papiere unbeschadet, alles so hinwegnimmt, als wenn nie etwas da gestanden hätte.

Auch auf eine andre Art ist es möglich

No. 34.

Die Schrift vom Papiere weg, und wieder hervorzubringen.

Wenn man z. B. acht Loth Ungarischen Victriol, vier und zwanzig Loth Salpeter, zwie Loth Zinnober, nebst ein und ein viertel Pfund Alaun, zu einen Pulver präparirt, und selbes, bei ganz gelindem Feuer, kochen läßt, so werden zwei Wasser übergehen, und zwar erst ein weißes, dann ein grünes. Mit dem weißen Wasser überstreichet man die Schrift, mittelst eines angenetzten Schwammes, reibt die Schrift, mit einem wollenen Tuche, so gehet alles ab, und das Papier wird ganz weiß. Will man die Schrift wieder herstellen und lesen, so macht man das zweite, grüne Wasser wieder so heiß, daß ein Dampf von selbem aufsteige, halte das Papier, wovon die Schrift vorhero abgezogen wurde, darüber, und sie wird sich wieder zeigen, und natürlich zu lesen seyn.

No. 35.

Eine verborgene, schwarze Schrift, die man nicht lesen kann, es sey denn, sie werde durch Wasser gezogen.

Man stößt zu diesem Zwecke Victriol, und läßt ihn in einem Mahlertiegel, worein etwas Wasser gegossen worden, zergehen. Mit dieser Auflößung schreibt man etwas Beliebiges nieder. Wenn nun diese Schrift gänzlich trocken geworden, und man sie zu lesen wünschet, so ziehet man das beschriebene Papier durch kaltes Wasser, und man wird alles, was darauf geschrieben wurde, sehr vollkommen lesen können.

Eben so ist es mit jener

No. 36.

Schrift, so man nicht eher lesen kann, bis man sie verbrennet.

Wozu man sich aus dem Weißen eines Eies, und aus starkem Weinessige (in welchem ein wenig Mercurius vivus aufgelößt worden) gleichen Theiles eine Dinte bereitet, und damit schreibet. Indeß man schreibet, wird alles verschwinden, und nichts zu sehen seyn. Sobald aber das Geschriebene gänzlich auf dem Papiere getrocknet ist, und

man das Papier verbrennet, so erscheinet die Schrift sichtbar, und läßt sich vollkommen lesen.

No. 37.

Linien auf Papier zu ziehen, welche man wieder abwischen kann, wenn man will.

Man reibe sich Bleiweiß ganz fein zu Mehle, und löße kalzinirten Weinstein im Wasser auf, mache mittelst dieser Auflößung das Bleiweiß an, und lasse es so lange stehen, bis es eine schwarze Farbe annimmt. Mit dieser Dinte ziehet man Linien, und will man sie wieder abwischen, so nimmt man ein Stückchen Brodkruste und reibet sie ab, so wird man nicht das mindeste von selbem mehr gewahr werden können.

Desgleichen kann man auch zum Spas, oder wenn Einer seinem Freunde etwas Geheimes hinterlassen will, eine

No. 38.

Verborgne Schrift auf Glas auf diese Art bringen,

Daß man mit Spanischer Kreide auf Glas schreibet, was man zu sagen hat, selbes sanft,

doch so, daß man Nichts mehr auf dem Glase, Spiegel oder der Fensterscheibe (welches gleich viel ist) von dem Geschriebenen wahrnehmen kann. Möchte man nun gern lesen, was darauf geschrieben wurde, so hauche man mit dem Athem darüber, worauf sich die Schrift präsentiren und deutlich lesen lassen wird.

Noch müssen wir die artige Kunst lehren, eine Dinte zu bereiten, mittelst welcher man in den Stand gesetzt wird

No. 39.

Einen Brief in ein Ei zu schreiben.

Diese Dinte bereitet man sich aus Gallusäpfeln und Alaun, zu gleichen Theilen genommen, welche Spezies man in Regenwasser oder Weinessige weichen läßt, und sodann damit auf die Schaale des Eies zeichnet, oder schreibet, was uns beliebig ist. Ist die Schrift ganz getrocknet, so siedet man das Ei in Salzwasser hart. Nimmt man nun die Schaale des Eies ab, so wird man inwendig auf dem Ei alles dasjenige, was auswendig auf die Schaale desselben geschrieben oder gezeichnet wurde, so schön lesen und unterscheiden können, als wenn es hineingewachsen wäre.

No. 40.

Einen Goldgrund zu Schriften zu bereiten.

Man reibe ein Loth Kreide sehr fein, ingleichen vermenge man mit solcher ein halbes Loth Armenischen Bolus, vierzig Gran rothen Kandis (ebenfalls fein pulverisirt) und sechzig Gran Honig. Man klopfe oder pritsche das Weiße von zwei Eiern so lange, bis solches einen rechten Schaum von sich giebt, und lasse diesen Schaum so lange stehen, bis solcher zu einen Liquor werde, der etwas dicker aussiehet, als blos gemeines Wasser. Mit diesem Liquor reibet man alsdann obige vier Spezies sehr fein ab, gießet noch so viel von diesem Liquor unter diese Mischung, auf daß sie dünne werde, um gnug aus dem Pinsel zu fließen. Mit diesem Grunde macht man nun die Buchstaben, oder die verlangte Schrift, und läßt selbe so weit eintrocknen, daß sie nur noch ganz wenig feuchte bleibet. Auf diese noch etwas feuchte Schrift leget man die Goldblättchen, nachdem man den Grund zuvor angehauchet hat. Wenn nun der Grund hart geworden ist, so polirt man das Gold mit einem Wolfszahne.

Auf diese Art läßt sich auch eine Schrift von Silber machen, wenn man sich, statt des Goldes, der Silberblättchen bedienet. Man muß aber dabei den Grad der Trockenheit des Grundes wohl beobachten; ist derselbe noch zu neu, und folglich

zu naß, so scheinet die Farbe durch das Gold oder Silber; ist hingegen der Grund zu trocken, so hält der Gold- oder Silberauftrag nicht sattsam, so, daß er gar leichtlich durch das Poliren mit dem Zahne Schaden leiden kann.

No. 41.

Würmer aus Pelzwerk zu vertreiben.

Wenn man die Pelzwaaren rein ausklopfet, ein Paar Tage in warmer Sonne lüftet, selbes, mit Juchten beleget, oder mit Spanischem Pfeffer und Kampfer bestreuet, in ein Tuch schläget, so werden sie auf die beste Art vor allerlei dieselben anfechtende Würmer verwahret, und treflich konserviret.

So ist es auch auf eine andre Art möglich

No. 42.

Die Schaben aus Pelzwerk zu vertreiben.

Wenn man dasjenige Gewölbe, worinnen sich Pelzwaaren befinden, blau ausmahlen läßt, und darinnen sehr oft mit Heusaamen räuchert, doch so, daß dem Gewölbe nicht die mindeste Luft beikommen könne. Man wird alsdenn nie die min-

deste Spur von Würmern oder Schaben wahrnehmen können.

Nicht uneben wird es seyn, wenn wir folgendes

No. 43.
Mittel wider die Motten,
hier mit einschalten.

Wir gebrauchen zwei Theile Terpentinöhl, einen Theil Spiritus Vini, vermischen beides in einem etwas tiefen Gefäße, und tunken Porstenpinsel darein, womit wir die Tapeten, Stühle, Matratzen, Bettstellen, u. s. w. bestreichen.

Wir werden uns dadurch von allen Ungezieser, sogar, wenn es öfters wiederholet wird, von den Wanzen und Flöhen, entlediget und befreiet sehen.

Auch folgendes Mittel haben wir zur

No. 44.
Vertreibung der Fliegen, Flöhe und andern Ungeziefers,
sehr gut befunden.

Wir legten alle Federbetten, (wenn sich deren welche im Zimmer befanden) aus dem hölzernen

Bette heraus, verwahrten Fenster und Thüren wohl, und thaten in ein feuerhältiges Gefäß Kohlen. Wir streuten auf selbe Gummi Assa fö- dita und Gummi Albanum, und ließen dieses Ge- fäß einen ganzen Tag durch, ohne die Thüren zu öfnen, stehen und räuchern. Wir öfneten darauf Thüren und Fenster, ließen wieder frische Luft in das Zimmer und lüfteten die Betten Tages darauf in der Sonne. Wir wurden nach dieser Operazion weder einer Fliege, Wanze, noch Flo- hes gewahr.

Ein noch andres vortrefliches

No. 45.

Pulver wider die Wanzen, Fliegen, und andres Ungeziefer, bereiteten wir folgendermaßen.

Wir kochten ein Viertelpfund Antimonium cru- dum, mit eben so vieler reiner Buchenasche, Koch- salz und Alaun bis auf zwei Drittheile ein, ließen dieses erkalten und setzen, gossen das obere Flüs- sige ab, und schütteten den Saz hinweg. Als- dann kochten wir diese flüssige Materie fast ganz ein, ließen sie erkalten, worauf sich ein rothes Pulver zu Boden setzte, welches wir trockneten, und unter den Kalk, oder die Farbe, womit man weißet, verstreichet oder mahlet, vermischten.

Die Bettstellen, das Holzwerk, die Simse, u. s. w. überstreichen wir mit folgender Tabacksbrühe. Wir kochten schwarzen Brasilientoback mit Essige, in einem kupfernen Gefäße, bis auf zwei Dritttheile ein, bestrichen damit alle die Stellen, an denen sich dergleichen Ungeziefer aufzuhalten pfleget, und fanden, daß sie gänzlich getödtet und vertilget waren. Eben so vertrieben wir die Wanzen und Flöhe dadurch: Wir trugen Weinrauschkraut bei uns, und legten selbes in die Betten, worauf wir sie alle todt fanden. Zu unsern Vergnügen strichen wir etwas Fuchsfett auf ein hölzernes Stäbchen, alle nun in dem Zimmer befindlichen Flöhe kamen hervor, eilten dieser, ihnen durchaus angenehmen, Witterung zu, und setzten sich darauf, daß wir sie so alle in Wasser ersäufen konnten.

No. 46.

Die Bücher vor Schimmel und Wurmstich zu bewahren.

Dieses Stück allein ist so wichtig und interessant, daß wir uns schon im voraus des Dankes und der Zufriedenheit der Bibliothekairs schmeicheln können, da, wie bekannt, jene Dinge oft die größten Zerrüttungen in den Bibliotheken anrichten. Wir suchten uns dadurch gegen dieses Uebel zu sichern, daß wir die Bücher, im Fall sie

schon angegangen waren, ausklopften, sie mit Koloquintenpulver bestreuten, und von diesem Pulver in ein Glas thaten, welches wir oben mit Pergament verbanden, und mit einer Stecknadel oben kleine Löcher hineinstachen, damit der Geruch sich aus selbem verbreiten konnte. Wir setzten das Glas auf die Büchergestelle, und füllten es öfters mit erwähntem Koloquintenpulver frisch an. Es ließen sich nie wieder Würmer spühren.

* * * * * * * * *

Wir gehen nun in unsern Abhandlungen zu folgenden Kunststücken, über:

No. 47.

Einen goldnen und silbernen Baum zu machen.

Wir lößten zwei Loth des besten Silbers in Scheidewasser auf, und ließen selbes in der Wärme distilliren. Es wurde endlich eine Salbe daraus, zu der wir noch gemeines Wasser gossen, und alsdenn zusammen in eine Glasviole thaten. Wir schüttelten es, indem wir die Finger über die Mündung desselben hielten, eine geraume Zeit um, ließen darauf das Glas ein wenig stehen, bis die dicke Materie fiel, und der Satz wieder hell wurde. Wir gossen das Helle nun wieder in ein geräumiges Glas, oder in eine

Bouteille, thaten einige Loth Quecksilber hinein, und ließen es wieder stehen. Nach Verlauf zweier Stunden, sahen wir, wie das Quecksilber von dem Boden sich erhob, und silberne Zweige wuchsen, welche innerhalb vier und zwanzig Stunden ausgewachsen waren, und sich im ganzen Glase verbreitet hatten.

Mit Gold hingegen bewirkten wir dieß auf folgende Art:

Wir lößten das Gold in Königswasser auf, und verfuhren dabei nach der nämlichen Methode, wie beim Silber, und es wuchs ein Baum, wie Gold, in dem, von uns dazu erwählten Glase. Wir setzten nun die Gläser auf eine ruhige Stelle, wo sie nicht geschüttelt, oder angestoßen werden konnten, (widrigenfalls die Bäume sonst zerfallen, und nicht wieder wachsen würden.) Blieb nun das Glas stets ruhig stehen, so wurden die darinnen befindlichen goldnen, oder silbernen Bäume immer konserviret; sie dienten dem Zimmer zu einer wahren Pracht.

No. 48.

Artige Figuren in einem Zimmer vorzustellen.

Da es manchem nicht unangenehm seyn wird, den traulichen Zirkel seiner Freunde durch unschuldige, künstliche Vorstellungen aufheitern zu

können, so haben wir auch kein Bedenken gefunden, zur Befriedigung dieses Wunsches durch solche Stücke, wie das gegenwärtige ist, etwas beizutragen.

Wir wählten uns ein solches Zimmer, welches mit einer Kammer versehen war, wo wir, dem Zimmer unbeschadet, Löcher in die Scheidewand machen konnten. In diese Löcher setzten wir Gläßer, worein kleine Figuren eingeschlossen waren, stellten vor diese ein Licht, und sahen mit Erstaunen, in welcher Größe sich dieselben unserm Auge darstellten.

No. 49.

Aus einer Flasche zu schießen.

Wir nehmen acht Loth Wasser, drei Loth Eisenfeilspäne und zwei Loth Victriolöhl, und thun dieß zusammen in eine schwarzgrüne, gläserne Bouteille, die mit einem langen Halse versehen seyn und verstopft werden muß, schütteln es wohl durcheinander, und lassen die Mischung zwei bis drei Minuten stehen. Wenn wir sie alsdann öfnen und den herausziehenden Dunst nah an ein brennend Licht halten, so wird er sich mit einem starken Knall entzünden. Verschließt man hierauf die Oefnung der Flasche sogleich mit dem Daume und schüttelt die darinnen befindliche Masse abermals durchein-

ander, so läßt sich die Erscheinung einigemal wiederholen.

No. 50.

Die vier Elemente in einem Glase vorzustellen.

Wir nahmen, um die Erde vorzustellen, Magnetstein, welchen wir zuvor etwas stießen, abschwemmten, und damit den vierten Theil des Glases anfüllten. Für die Vorstellung des Wassers nahmen wir das gemeine Oleum tartari per deliquium, welches wohl gesättigt war, und setzten es auf ersteres, ungefähr bis auf die Hälfte des Glases. Zur Darstellung der Luft setzten wir auf die zwei vorigen, bis auf den dritten Theil des Glases, Oleum de Been, welches aber frisch und nicht durch die Länge der Zeit verdorben seyn durfte, und welches wir zuvor mit distillirtem, blauen Kamillenöhle gefärbet hatten. Zur Vorstellung des Feuers erwählten wir endlich, um den letzten Theil des Glases zu füllen, Spiritum vini rectificatissimum, den wir vorhero gelb färbten. War nun alles hineingetragen, so verstopften wir das Glas mit einem Stöpsel, und versiegelten es mit Spanischem Wachse, damit nicht die mindeste Luft dazu kommen konnte. Es zeigte sich darauf jeder Körper von dem andern ganz für sich alleine, und

schied

schied sich allemal von selbst wieder, wenn wir auch das Glas schüttelten.

No. 51.

Einen Knall, gleich einer Pistole, mittelst einer Ochsenblase hervorzubringen.

Wir bedienen uns zu diesem Ende eines Zwirnfadens, in der Länge, daß er nur einmal um die Ochsenblase könne gewunden werden, und binden ihn an beiden Enden zusammen, so, daß die Schnur in der Rundung, nur halb so groß bleibe, als die Blase ist. In die Blase haben wir vorher einen Federkiel gestochen, durch den wir sie aufblasen und die Luft wieder heraus lassen können. Man läßt sodann die Blase in etwas erschlaffen, damit der Faden in der Mitte um selbe herum gehe und nicht abgleite. Hierauf werden wir die Blase stark aufblasen, wodurch die Schlinge mit einem heftigen Knall zerrissen wird, so daß es scheint, als ob wir in der Ferne schießen hörten.

No. 52.

Klingende Kugeln hervorzubringen.

Wir bedienen uns hierzu zweier elfenbeinernen Kugeln, welche in der Mitte mit einem Loch ver-

sehen seyn müssen und stecken durch die Löcher einen Bindfaden, der unten mit einem Knoten verknüpft ist. Halten wir nun die Kugel, mit Hülfe des Bindfadens, in ein großes Glas voll Wasser, und stoßen sie in denselben aufeinander, jedoch ohne das Glas zu berühren, so werden die Kugeln einen Klang von sich geben, als wenn sie von Glas wären.

No. 53.

Ein Pulver zu präpariren, wodurch man in der Stille, und ohne einen Knall zu hören, schießen kann.

Man zerreibe ein Pfund gutes Pürschpulver, desgleichen ein und ein halbes Loth Kreide, ein und ein halbes Loth gebranntes Salz, eben so viel Kampher, sehr klein pulverisirt, jenem Pulver beigemengt, und lasse es, dem Pulver gleich, mittelst einer durchlöcherten Maschine körnen. Will man nun auf einen gewissen Gegenstand schießen, ohne einen Knall hören lassen zu wollen, so lade man mit diesem Pulver, und thue halb zerknirschtes Pürschpulver auf das Zündloch, so wird man, ohne einen Knall zu hören, schießen können.

No. 54.

Kugeln zu bereiten, welche durch eiserne Harnische schießen.

Wir nehmen zu diesem Zwecke, ein Stückchen guten Kernstahl, ungefähr von der Größe einer Erbse, thun solches in eine Kugelform, und übergiesen es mit Blei. Wenn man diese Kugeln gehörig mit gutem Pulver in gezogene Gewehre ladet, so durchbohren sie zuverlässig den festesten Harnisch.

No. 55.

Ein leuchtendes Fläschgen zu bereiten.

Wir schnitten etwas Phosphorus, ungefähr ei einer Erbse groß, in kleine Stückchen. Diese legten wir in ein Glas oder in eine Boteille, füllten sie mit reinem Wasser an, ließen solches über gelindem Feuer in einem irdenen Gefäße sieden, und wählten uns ein kleines, weißes, gläsernes Fläschgen, das etwas schmal war, einen sehr engen Hals hatte, und mit einem eingeschliffenen Glasstöpsel versehen war. Dieses Fläschgen tauchten wir ohne Stöpsel in siedendes Wasser, und ließen darauf, das sich etwa hine ngezogene Waßer wieder heraus laufen Wir füllten es mit dem anfangs siedend gemachten Wasser, worinnen sich

der geschnittene Phosphorus befand, verschlossen es sogleich, und verstrichen es mit Mastix. Wenn wir nun dieses Fläschgen an einen dunkeln Ort setzten, und es nicht gerüttelt wurde, so leuchtete es einige Monate durch, rüttelten wir es hingegen bei trockner Witterung oder bei großer Wärme, so schossen aus dem Wasser viele Blitze hervor. Auch noch auf eine andre Art, konnten wir uns mittelst dieses Fläschgens Unterhaltung verschaffen. Bedeckten wir z. B. das Glas mit Papiere, oder Buchstaben, oder schnitten andere Figuren darein, so stellte dieß eine prächtige Illumination vor.

No. 56.

Nachtlichter zu bereiten.

Wir sammlen uns zu diesem Ende wilde Kastanien, nehmen solchen die Oberschaale ab, und bohren mit einer Pfrieme verschiedene Löcher durch. Wir legen sie dann vier und zwanzig Stunden in Oehl, ziehen einen Docht durch, zünden diesen an, und lassen sie auf dem Wasser schwimmen. Wir haben auf diese Weise Nachtlichter ohne nur den geringsten Schaden befürchten zu dürfen.

No 57.

Ein Licht bereiten, welches acht Tage und acht Nächte brennet, ohne es putzen zu dürfen.

Zur Bereitung eines solchen Lichtes kaufen wir uns ein weißes Becherglas, worein ein Pfund gehet. In die Mitte des Glases stellen wir ein Hölzchen, von der Dicke und Länge einer starken Stricknadel, welches zuvor in starken Branntwein geweichet, mit gestoßnem Kampher und pulverisirtem Bernstein gerieben, und mit Baumwolle umwunden werden muß. Unten an das Hölzchen befestigen wir ein bleiernes Blättchen, wie ein Zweigroschenstück groß, mit einem Löchelchen in der Mitte. Wir füllen sodann das Glas mit geschmolzener, englischer Lichtmasse. Wenn dieß erkaltet ist, so können wir das Licht herausnehmen und anzünden. Es brennet fort, ohne daß wir nöthig haben, es putzen, oder darnach sehen zu dürfen, noch weniger daß es uns einigen Schaden verursachen sollte.

No. 58.

Ein unauslöschliches Licht zu machen.

Wir bereiten uns ein Wasser, zu dem wir den stärksten, rothen Wein nehmen, den wir mit Aurum pigmentum, lebendigem Schwefel und Kalk,

zu gleichen Theilen, vermischen. Wir mengen alles wohl unter einander, und distelliren uns daraus ein Wasser, mit dem wir den Docht des Lichts benetzen, so wird solches weder im Wasser, noch durch den Wind können ausgelöscht werden.

No. 59.

Ein Licht zu bereiten, das auch im Wasser brennt.

Wir nehmen ein Pfund gelbes Wachs, zwei Loth guten Schwefel, zwei Loth ungelöschten Kalk, und Petroleum einen Theil. Dieses schmelzen wir zusammen, und bereiten uns daraus ein Licht; zünden es an, und werfen es ins Wasser. Das auf diese Art bereitete Licht brennt Tag und Nacht fort, ohne durch Regen oder andere Nässe ausgelöscht zu werden.

Mit vielem Vortheil kann man sich dieser Lichte auf der Reise und beim Fischen bedienen.

No. 60.

Zwei Köpfe an die Wand zu machen, von denen der eine das Licht auslöscht, und der andere wieder anzündet.

Wir gehen hierbei folgendermasen zu Werke: Wir zeichnen uns mit weißer Kohle zween Köpfe an die Wand neben einander, und machen uns an den Mund derselben ein kleines Löchelchen. Wir thun darauf in den einen Mund ein wenig Schießpulver, und in den andern ein wenig klein geriebenen Schwefel. Ist nun dieses geschehen, so nähert man sich unvermerkt mit dem Lichte dem Kopfe, in welchem das Pulver ist, hält es nahe daran, so wird sich das Pulver entzünden, und das Licht auslöschen. Der Schwefel aber des andern Kopfes wird anfangen zu brennen, und das ausgelöschte Licht wieder anzünden. Noch auffallender ist es, wenn man statt des Schwefels, ein Stückchen Phosphor in die Röhre steckt; denn wenn man das ausgelöschte Licht, noch ehe es ganz erkaltet, daran hält, so entzündet er sich und giebt auch dem Dochte seine Flamme wieder.

No. 61.

Einen Eiszacken brennbar zu machen.

Man bestreue ein Unschlittlicht mit Schwefel und Kohlenstaube, binde es oben sowohl, als unten, fest zu, umwinde es mit Papier, und ziehe selbes so oft durchs Wasser, bis das Eis so dicht gefroren ist, daß man von dem Papier nichts mehr sehen kann. Will man nun diesen sonderbaren Eiszacken brennen lassen, so bricht man oben ein Stückchen ab, und zündet ihn an, die Erscheinung der Flamme, wird diejenigen, welche die Bereitungsart desselben nicht wissen, gewiß in nicht geringe Verwundrung setzen.

No. 62.

Die Gesichter schwarz zu färben.

Wir pulverisiren Gallus und Victriol sehr fein, wie Mehl, und reiben damit ein Handtuch recht stark ein, doch so, daß wir an selben nichts gewahr nehmen können. Geben wir nun dieses Handtuch denen zum Abtrocknen hin, die sich gewaschen haben, so werden sie dadurch ihr Gesicht mohrenschwarz färben, ohne es zu wissen, noch sich enträthseln zu können, woher dieß komme:

Von der nämlichen Art ist auch folgendes:

No. 63.

Menschen gräulich zu machen.

Wollen wir uns damit amüsiren, daß wir die umstehenden Personen in einer häßlichen Gestalt darstellen, so mengen wir Salz und Essig in gleichen Theilen, wohl gereinigt, unter einander, benetzen mit dieser Mischung ein leinen Tuch, und stellen unter dieses angefeuchtete Tuch ein brennendes Licht. Alle von diesem Scheine beleuchtete Personen, bekommen hierauf ein häßliches Ansehn.

No. 64.

Der redende Cicero.

Wir lassen uns zu dem Ende einen kleinen Tisch mit vier Füßen machen, worunter ein hohles Loch angebracht ist, welches auch in der Platte desselben befindlich seyn muß. Die Richtung des Tisches muß so seyn, daß hinter demselbem ein Vorhang angebracht werden kann, der bis auf die Erde hänget. Hierzu lassen wir uns noch eine blecherne Röhre verfertigen, die hinter dem Vorhange unter dem Fußboden weg in den hohlen Fuß des Tisches nach der Höhe läuft, und sich in der Oefnung des Tisches endiget. Wir bedecken sodann die Oefnung mittels eines Tuches, und setzen auf dieselbe einen höl-

zernen Kopf, der zwischen den Lippen mit einer kleinen Oefnung versehen seyn muß.

Nach dieser Einrichtung machen wir die Probe, ob alles in Ordnung ist, dadurch, daß wir an den Mund des Kopfes, wo die kleine Oefnung ist, ein brennendes Licht halten, welches die verborgene Person, die den Kopf mit der Sprache beleben soll, durch die vorbeschriebenen Röhre, ausbläßet. Wir beschreiben sodann, um den Umstehenden ein Blendwerk zu machen, allerlei Charaktere, und beschwören gleichsam den Kopf, daß er uns auf die vorgelegten Fragen Antwort geben müsse, welche denn die verborgene Person unter einer verstellten Stimme kläglich ertheilet.

No. 65.

Zwei Figuren zu bereiten, wovon uns eine sagt, was wir der andern leise ins Ohr reden, welches doch sonst keine andre Person in Zimmer hören kann.

Wir nehmen hierzu zwei Köpfe, oder Brustbilder von Gips oder lakirter Pappe, stellen solche auf ein Fußgestelle, just von der Höhe eines Menschen, und setzen solche in die Seiten des

Zimmers oder Saals einander gegenüber. Wir lassen uns ein Rohr von weißem Bleche verfertigen, das im Durchschnitte einen Zoll hält, und bringen solches dergestalt an, daß wir es bei dem Ohr der einem Figur unvermerkt ansetzen, durch das Fußgestelle unter dem Fußboden (oder Tapeten) durch, und so an dem Fußgestelle der andern Figur herauf, bis zur Oefnung des Mundes derselben führen. Wir beobachten dabei, daß die Oefnung der Röhre an dem Ohr des ersten Kopfes viel größer ausfalle, als jene, an dem Munde des andern Kopfes, welche so angebracht seyn muß, daß man nicht das mindeste davon zu sehen bekommen könne.

Sagen wir nun der ersten Figur einige Worte ganz leise ins Ohr, so werden wir dadurch die in der Röhre befindliche Luft r dergestalt erschüttern, folglich zurückstoßen, daß derjenige, so sein Ohr an den Mund der Oefnung hält, die Stimme des Redenden deutlich hören wird, ohne daß davon eine andre, im Zimmer befindliche, Person etwas hören kann. Bringen wir nun die Kommunikazion doppelt an, so können wir auch abwechselnd zu einer Figur um die andere sprechen, und uns dadurch eine angenehme und kurzweilige Unterhaltung verschaffen.

No. 66.

Hölzerne Bilder im Wasser aufrecht schwimmen zu lassen.

Wir lassen uns zu diesem Ende allerlei Arten hölzerner Bilder, große und kleine, nach Belieben verfertigen, in deren Beine wir Blei gießen, damit sie etwas unter das Wasser sinken, um von den Zuschauern nicht gesehen zu werden, und den schwimmenden Thieren desto ähnlicher seyn. Wir setzen diese Figuren nachmals auf einen Fluß, oder, nach Verhältniß ihrer Größe, auf ein andres Wasser, und sehen dann zu unserm Vergnügen, wie sie nach der Bewegung des Wassers fortschwimmen werden, so, das es das Ansehen haben wird, als ob es beseelte Wesen wären.

No. 67.

Einen Pfennig auf einer Nadelspitze tanzend zu machen.

Wir befestigen ein Stäbchen, ungefähr zwei Spannen lang, an einem Tische, und stecken eine Nähnadel oben in das Stäbchen, so, daß die Spitze über sich steht; alsdann nehmen wir wieder ein Stäbchen, mit dem ersten von gleichen Ka-

liber, stecken in die Mitte desselben einen Pfennig, und an die beiden Seiten ein Messer, damit das Gleichgewicht hergestellt werde. Wir setzen die Maschine auf die Spitze vorerwähnter Nadel, so, daß der Pfennig auf die Spitze der Nadel zu stehen komme. Blasen wir nun ein wenig daran, so wird der Pfennig samt der Maschine immer auf der Nadelspitze herumtanzen, und den Zuschauern ein angenehmes Schauspiel gewähren.

No. 68.

Einem Pfennig im Glase tanzen zu lassen.

Dieß bewerkstelligen wir dadurch, daß wir einen Pfennig an ein blondes Haar befestigen, und das andere Ende des Haares um einen Finger winden. Wir thun sodann den Pfennig, ehe das Licht auf den Tisch kommt, in das Glas, und spielen mit den Fingern auf dem Tische. Der Pfennig wird darauf in sehr artig abwechselnden Bewegungen in dem Glase herumtanzen.

No. 69.

Zu machen, daß das Wasser aus der Schüssel in einen umgestürzten, leeren Topf steige.

Wir füllen so vieles Wasser in eine Schüssel, daß der Topf, den wir nachmals zu diesem Behufe brauchen wollen, damit voll angefüllt werden könne. Sodann lassen wir einige Stückchen Papier in dem Topfe ganz zu Asche verbrennen, und stürzen darauf den Topf in größter Behändigkeit mit seiner Mündung in die mit Wasser angefüllte Schüssel. Das Wasser wird sich hierauf in den Topf ziehen, und die Schüssel ausgeleeret werden.

No. 70.

Daß eine Person ein volles Glas Wasser, ohne selbes auszuschütten, nicht von der Stelle nehmen könne.

Es ereignet sich nicht selten, daß man über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Sache gewisse Wetten anstellet, zu denen auch dieses Stück Anlaß geben könnte. Wir füllen ein Glas mit Wasser ganz voll, und legen einen Bogen Papier darauf, der das Wasser an dem Rande des Glases auf allen Seiten rund um bedecket. Wir

setzen die Fläche der Hand auf das Papier erst auf, nehmen dann das Glas in die andre Hand, und kehren es schnell um. Wir stellen es, so umgekehrt, auf einen glatten und egal stehenden Tisch hin, und ziehen dann das Papier nach und nach hervor, so wird es durch die zusammengedruckte Luft an dem Glase hängen bleiben. Unser Gegner kann versuchen was er nur will; er hat seine Wette verloren, indem er nicht im Stande ist, das Glas, ohne das Wasser völlig zu verschütten, hinweg zu nehmen.

No. 71.

Einen starken Stock auf zwei Gläsern entzwei zu schlagen, daß dennoch die Gläser ganz bleiben müssen.

Wir nehmen zwei Lehnstühle, von gleicher Größe, setzen zwey egale Gläser darauf, und legen quer über die Gläser einen ziemlich dicken, jedoch wohl ausgetrockneten Stecken, so, daß desselben äusser, Spitzen, den Rand der Gläser berühren. Wir schlagen sodann mit einem andern Stücke Holz oder Axt darauf, und zwar so stark, als wir nur immer können, so, daß dessen Kraft den Stecken zerschlage. Doch muß die Höhe der Stühle und die Egalität der Gläser wohl getroffen seyn. Auch muß der Schlag ganz die Mitte des darüber

liegenden Holzes getroffen haben, wenn anders das Kunststück gelingen soll. Lassen wir solchergestalt Menschenhaare von zwei Personen halten, und legen ebenfalls einen Stecken darauf, so kann man denselben mittelst eines andern Stabes, ohne Verletzung der Haare, entzwei schlagen. Hängen wir einen Stab von trocknem, weichem Holze, drei bis vier Schuhe lang, mittelst eines Fadens an einem Nagel, setzen vor den Stock ein Arzneigläschen, und schlagen von hinten an den Stock, so wird dieser entzweigehen, und das Gläschen unverletzt bleiben. Würden wir es hingegen hinter den Stock stellen, so würde es weggeschlagen werden.

No. 72.

Mit einem leeren Weinglase etliche Pfund Metall in die Höhe zu heben.

Wir zünden in einem Weinglase, welches wir zu diesem Behufe gebrauchen wollen, Papier an, und lassen es darinnen verbrennen. Vorher aber legen wir ein feuchtes Leder auf einen egalen Körper, z. B. auf einer metallene Platte, von einigen Pfunden schwer, und drucken das Weinglas, sobald das Papier darinnen abgebrannt ist, auf dasselbe fest an. Das Metallstück wird hierauf, gleich einem Magnete, an dem Glase fest sitzen, und sich mit demselben aufziehen lassen.

No. 73.

Einen Ring aus dem Wasser zu holen, ohne die Hände naß zu machen.

Wir nehmen zu dem Ende eine Schaale, gießen ein Kelchglas Wasser hinein, und legen den Ring in dieselbe. Wir werfen in das nämliche Kelchglas, nachdem es wieder ausgetrocknet ist, Papier und zünden es an, wie oben erwähnet wurde. Sobald dieses verlöschet, stürzen wir das Glas umgekehrt in das Wasser worinnen der Ring liegt. Das Wasser wird sich hierauf ganz behende in das Glas ziehen, so daß der Ring blos lieget, und man ihn heraus nehmen kann, ohne die Hände naß zu machen.

No. 74.

Ein Bier- oder Weinglas von oben bis unten, rund herum, durchzuschneiden, so daß man es Schlangenweise auf und wieder zusammenziehen kann.

Dieß bewürken wir dadurch: Wir benetzen einen Faden mit Terpentinöhle, und winden diesen Ringelweise um das Glas. Wir zünden darauf den Faden an, und löschen ihn sodann mit einigen Tropfen Wasser. Hierdurch zieht sich das Glas

 von

von einander, und setzt sich so dicht wieder zusammen, daß das Bier oder der Wein nicht herauslaufen kann. Wollen wir nun mit Jemanden unsere Kurzweile haben, so füllen wir dasselbe voll und nöthigen den Gast zu trinken. Das Glas wird sich nun bei dem Anfassen aufziehen, und der Wein, oder das Bier, herauslaufen.

No. 75.

Lebendige Fische und Vögel in zwey gläserne Kugeln zu bringen.

Wir lassen zu solchem Ende zwei Kugeln in einander blasen, deren innere von der äusern ungefähr einen Zoll, oder noch etwas mehr, abstehet. Diesen Zwischenraum füllen wir mit Wasser an, und besetzen ihn mit einigen kleinen Fischgen. In der einen kleinen Kugel hingegen bringen wir einige kleine Querstängelchen an, und setzen über die Oefnung derselben, die etwas groß seyn muß, einen kleinen Käfig, so, daß die Vögel daraus in die Kugel ab- und aufsteigen können. Es sieht sodann von außen nicht anders, als wenn Fische und Vögel zugleich in dem Wasser wären. Da man öfters solche Kugeln nicht haben kann, so bedienet man sich im Nothfalle der Zuckergläser. Doch ist die Vorstellung mit Hülfe der Kugeln weit täuschender, und folglich auch amüsanter für den Zuschauer, als mit den Zuckergläsern.

No. 76.

Bilder auf dem Tische tanzend zu machen.

Wir bedienen uns eines Roßkäfers, und setzen diesen verborgener Weise unter einen leichten Körper, z. B. unter einen Frosch, eine Maus u. s. w. der unten ganz hohl ist und aufstehen muß, und lassen ihn marschiren. Weil nun der gefangne Käfer gern befreyet seyn möchte, so versuchet er an allen Orten zu entkommen, kriechet hin und her auf dem Tische, und fährt das Bild oder den Körper darunter er verborgen ist mit sich fort. Wir dürfen nicht dafür sorgen, daß er, wann er, zu einem Ende des Tisches kommt, hinabfalle; er wird sich gewiß wenden und umkehren. Auf dieselbe Weise können wir einen leichten Körper von Papier machen, und eine Fliege darunter stecken, oder unten mit den Flügeln das Körperchen ankleben, doch so, daß sie fortkriechen könne. So kann man auch von Papier Schildkröten machen, Mücken darunter kleben, und sie an den Wänden kriegen lassen.

No. 77.

Augenblickliche Darstellung einer Sonnenuhr an der Hand, mittelst eines Strohhalmes.

Wir schneiden uns einen Strohhalm, ungefähr so lang, als der vorderste Finger, dessen Ende

wir zwischen den Daumen und den Zeigefinger, der linken Hand stecken, alsdann die Hand umgekehrt ausstrecken, und uns rückwärts gegen die Sonne zu stellen, uns gegen dieselbe so lang drehen und wenden, bis daß der Schatten von dem Daumen, in die Lebenslinie falle, so wird der Schatten von dem Strohhalme die Stunde ganz genau anzeigen. Um nun ein genaues Stundenverzeichniß zu haben, merke man sich folgende Ordnung der Finger: Die Spitze des Mittelfingers zeiget sechs Uhr an; die Spitze des Goldfingers sieben Uhr des Morgens, und fünf Uhr des Abends; das Ende des kleinen Fingers, von oben her, zeiget neun und drei Uhr an, in dem andern Gelenke zehn und zwei Uhr; in dem dritten Gelenke, eilf und vier Uhr, und in der folgenden Linie, die auf die Spitze des Fingers fällt, zwölf Uhr. Dieses Verzeichniß der Stunden mittelst eines Strohhalmes, ist so richtig, als das einer Sonnenuhr, und ist auf dem Felde sowohl, als auf Reisen oft sehr nützlich für Personen, welche keine andern Uhren führen, noch hören.

No. 78.

Das Siegel eines Briefes, mit Beybehaltung der ganzen Zeichnung des Petschaftes, zu emailliren.

Wir lassen das Petschaft, da, wo sich der Stich befindet, über einem Lichte mit Ruße durchaus

schwarz anlaufen und darauf wieder erkalten. Hierauf reiben wir es auf einem leinenen Läppchen verschiedene mal hin und wieder, damit aller Ruß von der Oberfläche wieder abgewischt werde, und nur in der ausgestochenen Vertiefung sitzen bleibe. Wir versiegeln alsdann den Brief mit rothem Siegellak, drucken das, beschriebener maaßen, noch berußte Petschaft darauf, halten dann das Siegel so lange über die Flamme eines Lichts oder über gelindes Kohlenfeuer, bis das Erhabene des Siegels eben schmelzt, und eine glatte Oberfläche erhält, wodurch der Grund roth, die Figur schwarz, und die ganze Oberfläche glatt und wie emaillirt aussehen.

No. 79.

Einen goldnen Ring zu verfertigen, dessen gestochene Figuren man nach Belieben sichtbar, oder unsichtbar machen kann.

Wir lassen uns, um diese Erscheinung hervorzubringen, von Golde einen ganz glatten Kugelring machen, wie man sie gewöhnlich zu tragen pfleget. Ehe diesen der Goldschmidt noch zusammen löthet, lassen wir inwendig in die Runde desselben unsern Namen, oder was uns sonst gefällt, sauber und tief einstechen, diese Buchstaben oder Figuren, lassen wir mit gewöhnlichem Goldschlägelöt, welches wegen seines Zusatzes, wenn es

geglühet wird, schwarz bleibet, wieder sauber zu löthen, und glatt verfließen, so, daß es, nach Wegfeilung des Rauhen, aller Orten glatt werde, und nichts Eingestochenes mehr davon zu sehen sey. Wir lassen darauf den Ring zusammen löthen, färben, ausputzen, und vollkommen fertig machen.

Wollen wir nun die eingegrabenen Buchstaben sichtbar haben, so hängen wir den Ring an einen eisernen Drath, legen ihn auf eine Kohlenpfanne, lassen denselben etwas röthlich glühen, nehmen ihn dann heraus, und lassen ihn kalt werden. Es zeigen sich dann die eingegrabenen Buchstaben schwarz, und scheinen, als wenn sie eingeschmelzet wären, welche alsdann auch so lange stehen bleiben, als man sie haben will.

Wollen wir sie nun wieder verschwinden lassen, so nehmen wir ein wenig Sand, und fein geriebenen Schwefel und reiben sie damit, oder lassen den Ring durch einen Goldschmid mit der Goldfarbe feilen und hellen, so siehet man nichts mehr. Solches können wir so oft erscheinen und wahrnehmen lassen, als wir wollen.

No. 80.

Vergoldung und Versilberung ohne Feuer.

Wir lößen Gold in aqua regis auf, legen in dieselbe Auflösung einen alten Hader oder Lappen, und

und lassen solchen recht durchziehen, brennen ihn aus, und überstreichen und poliren damit diese Arbeit. Beym Silber verfahren wir auf die nämliche Art; nur daß wir Silber, statt des Goldes, auflößen werden.

No. 81.

Gold- Silber- uud Kompositions- Geschirr zu poliren.

Wir nehmen zu Golde und gelber Komposition ein halbes Quentlein Saffran und zwei Loth Kurkume, stoßen oder reiben es zu einen Pulver und schlagen es durch das feinste Haar- oder Pudersieb. Bürsten wir nun damit Gold- und Kompositionsarbeit, so wird sie eben so gut, als wenn sie eben erst aus des Künstlers Hand gekommen wäre. Zur Polirung des Silbers nehmen wir ein Loth Marienglas und zwei Loth Federweiß, reiben es zart, vermischen selbes wohl untereinander, und verfahren damit übrigens wie beym Golde und bey Komposition. Auch ist die bekannte Methode gut, wenn man Zinnasche zu einen Mehl präpariret, und einen wollenen Lappen, mit Baumöhl befeuchtet, in die Zinnasche tunket, damit die Gefäße abreibet, und dann mit einem wollenen Lappen polirt, bis es einen Glanz erhält, daß man sich darinnen, wie in einem Spiegel, sehen kann.

No. 82.

Silberne und goldne Spitzen zu säubern.

Wir nehmen hierzu Venetische Seife, schaben sie mit einem Messer klein, mischen einen Löffel Honig darunter, und machen sie mit Wasser zu einen Brei. Wir bestreichen damit die Borden, u. dgl. auf beiten Seiten, rollen solche auf ein länglich Holz auf, und wenn sie so zwei Tage gestanden, gießen wir heißes Wasser darauf, bewegen das Holz, worauf die Borden gerollet sind, stark wider eine saubere Tafel, damit das Wasser davon wieder ablaufen, und den Seifenbrei mit sich wegführen könne. Wenn das Wasser von den Borden klar abgehet, so ist es nicht genug und man wäschet sie mit klarem Wasser nochmals aus, worauf sie dann zwischen reines Papier geleget werden, damit sie ihre vorige Gestalt wieder gewinnen.

No. 83.

Flecke aus seidenem Zeuge zu bringen.

Am allerbesten ist dieß zu bewürken, wenn die befleckten Stücke vorher können gewaschen werden. Ist dieß der Fall, so bestreiche man die Flecke mit dem Gelben eines Eies, reibe es recht stark

ein, und wasche den Fleck mit kaltem Wasser wohl aus. Sehr oft bringt man sie durch bloßes Eintunken, Einreiben und Ausziehen des Terpetinöhls heraus. Bei schwarzem, seidenem Zeuge verrichtet es im Wasser aufgelößte Rindsgalle. Auch hebet öfters Kraftmehl, oder auch Spanische Kreide mit Wasser zu einen dicklichen Brei gemacht, den man auf die Flecken streichet, trocknen läßt, und dann rein ausreibet, die Flecke aus dem Grunde heraus.

No. 84.

Dintenflecken aus weißem Zeuge zu bringen.

Am besten wird man dieß durch ein in Zitronensafte angemachtes Sauerkleesalz bewerkstelligen, von dem man auf einen, zuvor angefeuchteten Fleck, einige Tropfen schüttet, und ihn darauf rein auswäscht. Man darf auch nur ein bis zwei Tropfen Scheidewasser auf den nassen Fleck fallen lassen, indem es denselben auflößet, so, daß man ihn herauswaschen kann, ohne der Wäsche im geringsten Schaden zuzufügen.

No. 85.

Bewerkstelligung, daß das Quecksilber von selbst aus einer Schale in die andre laufe.

Wir stellen zwei Schalen neben einander, thun in die eine lebendiges Quecksilber, und lassen die andere leer. Wir nehmen nun ein, aus einer breitgeschlagenen Bleikugel, dünne geschnittenes längliches Stücke Blei, welches aber von der nämlichem Länge seyn muß, als die Schale ist. Wir biegen solches oben an dem einen Ende ein wenig, und hengen es an die leere Schale an. Das andere Ende hingegen stecken wir in die mit Quecksilber angefüllte Schale, so, daß solches unten aufstehet. Das Quecksilber wird in kurzer Zeit, durch das Blei in die leere Schale über, und wieder hinüber gehen.

No. 86.

Das Feuer, ohne sich zu beschädigen, anzugreifen.

Man vermische Eibischwurzel mit Eierweiß, bestreiche sich damit die Hände und streue pulverisirten Alaun darüber. Man kann solchergestalt ganz glühendes Eisen in den Händen halten,

ohne die geringste Hitze zu spühren, noch weniger sich dadurch zu beschädigen.

Dem Beschlusse der angezeigten Kunststücke, die unsrer Aufmerksamkeit ungeachtet, wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Gegenstände, zwar nicht in der strengsten Ordnung folgen, dennoch aber, sowohl wegen ihres Nutzens als des Vergnügens, das sie gewähren, nicht ausgelassen werden sollten, fügen wir noch folgende einzelne, nützliche Abhandlungen bei:

No. 87.

Einen Kütt auf zerrissene Oefen zu machen.

So gering und unbedeutend auch dieses Mittel wohl manchem scheinen wird, so ist es doch seines Nutzens wegen, hier nicht wegzulassen, indem öfters viel daran gelegen ist, die Wunden eines vom Feuer gesprungenen Ofens leicht heilen zu können.

Wir nehmen zur Verfertigung dieses Küttes, gelben weichen Töpferleim, den wir wohl mit Leinöhl und Eisenfeilspänen vermischen. Mit dieser Masse bestreichen wir die aufgesprungenen Fugen und Ritzen des Ofens. Dieser Kitt hält

die grösseste Hitze aus, und wird gleichsam so hart, wie Eisen.

No. 88.

Eine harte, englische Wichse zu machen.

Können wir vorzüglich dadurch bewürken, daß wir ein halbes Pfund weißes Wachs, zwölf Loth Terpentinöhl, zwei Loth gefeuerten Indigo, acht Loth Lampenruß, oder andres Schwarz, nehmen, das Wachs in eine verhältnißmäßige Quantität Terpentinöhl einschaben, und recht unter einander kneten. Dann gießen wir Terpentinöhl auf zwei Loth Judenpech, und lassen solches darinnen auflößen. Wir arbeiten darauf diese Spezies recht durcheinander, gießen zu selben ungefähr acht Loth Bergamottöhl, kneten die Mischung zu einer steifen Salbe, und formen sie, nach Belieben, in Stangen oder runde Kugeln.

Dagegen bereiten wir

No. 89.

Eine weiche, englische Wichse

Aus acht Loth weißem Wachse, sechs Loth Kienöhl und einem Loth Gummi Arabikum. Das

Gummi Arabikum lößen wir zuvor in Kienöhl auf, drücken in diese Auflößung den Saft einer Lemone oder Zitrone, wärmen es in einem neuen Geschirre, und tragen darauf das Wachs nach und nach hinein. Wir treiben die Masse stark um, damit sie nicht zu Brei werde, und lassen sie unter stetem Umrühren, etwas sieden. Wenn sie, vom Feuer weggenommen, anfängt zu erkalten, rühren wir das beliebige Schwarz hinein, und heben sie in Büchsen auf. Der Gebrauch dieser Wichse ist so allgemein bekannt, daß eine Belehrung darüber ganz überflüssig seyn würde.

No. 90.

Federkiele zu färben.

Wir wollen hier die verschiedenen Farben, die man ihnen geben kann, angeben:

Zu schwarzen Federkielen sieden wir gestoßenen Gallus in gutem Weinessig, bringen die Kiele in die kochende Masse, und lassen sie darinnen sieden. Wir kochen dann das Weiße von einem Ei mit Wallnußschalen, eine kleine Zeit durch, nehmen die Kiele endlich heraus, lassen sie trocknen, und poliren sie mit einem, in Mandelöhle angefeuchteten, Läppchen.

Zu rothen Federkielen machen wir folgendes Präparat. Wir legen zuvor die zum Färben bestimmten Spulen in Alaunwasser, kochen dann Brasilienholz im weichem Zisternen- oder Flußwasser stark ab, nehmen endlich das Holz heraus, und legen die Kiele hinein. Wir lassen sie so lange liegen, bis sie die uns änständige Farbe angenommen haben, und poliren sie, wenn sie trocken sind, auf die beschriebene Methode.

Kiele, welche eine grüne Farbe erhalten sollen, legen wir wenigstens vier und zwanzig Stunden in Alaunwasser, reiben sodann sechs Loth Grünspan in guten Weinessig recht fein, und thun diese flüssige Materie, samt dem Alaunwasser, in ein kupfernes Geschirr. Wir gießen noch etwas Weinessig auf die Masse, bringen sie darauf über gelindem Feuer ins Kochen, und werfen die grün zu färbenden Federkiele hinein. Wir lassen selbe so lange kochen, bis sie grün genug sind; nehmen sie alsdann heraus, trocknen und poliren sie.

Zu blauen Federkielen mischen wir den Saft von Haidelbeeren mit Lauche, setzen ein wenig aufgelößten Indigo hinzu, und lassen sie sammt den Kielen kochen.

Um den Federkielen eine braune Farbe zu geben, thun wir zu der blauen Auflösung etwas

Gummilack in Körnern. Sind nun die Kiele wohl durchgefärbet, und wieder getrocknet worden, so bestreichen wir einen nach dem andern mit Lein- oder Mandelöhle, und trocknen selbe auf einem Schachtelbrete, welches voller Löcher ist, damit durch selbe das Flüssige ablaufen könne. Doch hüte man sich hierbei sorgfältig vor Staube.

Wenn wir gelbe Federkiele färben wollen, so kochen wir gelbe Kreuzbeeren, und legen, wenn die Farbe gut angegangen ist, die Federkiele in die gelbe Brühe. Wir lassen sie darinnen kochen, bis sie die, uns beliebige, Farbe erhalten haben, nehmen sie dann heraus und verfahren mit dem Trocknen und Poliren nach vorbeschriebener Weise.

No. 91.

Früchte nach der Natur in Wachs zu formen.

Wir erwählen uns einen Aepfel, eine Birne oder sonst eine andre Frucht, nach unserm Gefallen, setzen die Frucht aufrecht auf ein Stückchen Töpferleimen, kleben rings um die Frucht bis zur Hälfte ihrer Größe einen Ring von Leimen, so, daß der Ring breiter sey, als die Frucht, welche wir uns abzuformen vorgenommen haben.

Um diesen Ring legen wir einen andern, gleichfalls von Leimen, der aber einen Zoll höher seyn muß, als die Frucht, und von derselben einen halben oder ganzen Zoll absteheet.

Wir nehmen sodann fein gemahlnen, gebrannten Gips, rühren ihn in Wasser zu einen dicken Brei, gießen diesen Brei auf die Frucht, die halb aus dem Leimen hervorstehet, so, daß sie mit dem Brei, und zwar einen starken Zoll höher, damit bedecket sey. Wir lassen alles zusammen stehen, bis der Gips ganz zu Stein verhärtet ist, dann erst nahmen wir den Leim von der Frucht und der Gipsform ab. Wir stellen nun die Frucht, die bis zur Hälfte eine Form hat, so, daß die Form unten und der entblößte Theil der Frucht oben zu stehen komme, und machen wieder einen Leimen um die Form herum, der, wie das erstemal, wieder einen starken Zoll breit von der Frucht abstehen muß, und einen Zoll höher ist, als die Frucht selbst.

Damit nun die folgende, halbe Form nicht auf der bereits gemachten hängen bleibe, beschmieren wir mittelst eines Mahlerpinsels den Rand derselben, auf dem die andre Hälfte zu liegen kommt, einigemal mit einer Mischung von Leinöhl und Seife, die aber zuvor aufgelößet werden muß.

Wir machen alsdann wieder einen Brei von fein gemahlenen, gebrannten Gips mit Wasser, und verfahren so, wie das erstemal. Wir gießen ihn nämlich zwischen den Leimen und die Frucht, so, daß er wieder einen starken Zoll hoch die Frucht bedecke, lassen alsdann die Form, wie zuvor, verhärten, und nehmen den Ring, von Leimen gemacht, hinweg. Nun ziehen wir ganz gemach die beiden Theile der Gipsform von einander, und nehmen die Frucht eben so sanft aus der Form heraus.

Sollte die Frucht nicht gut herausgehen, so daß wir befürchten müssen, die Form zu verletzen, so legen wir die Frucht samt der Form in kochendes Wasser, wodurch erstere so weich wird, daß sie sich, ohne Mühe, herausnehmen läßt.

Wir besitzen nun eine Form die in zwei Hälften abgetheilet wird, und vollkommen den Abdruck der Frucht hat. Wollen wir nun diesen Abdruck im Wachs nachahmen, so gehen wir folgendermaßen zu Werke.

Wir machen an der einen Seite der Form, und zwar an den Fugen, eine kleine Oefnung, die in die Hohlung derselben hineingehet, und feuchten diese mit Wasser an, das heißt, wir halten sie so lange in kaltes Wasser, bis sie gnug davon in sich gesogen hat.

Wir machen sodann über gelinder Wärme eine Mischung, bestehend aus zwei Theilen Wachs, und einem Theile Venetischen Terpentin. Ist die Frucht weiß, als z. B. Pflaumen u. s. w. so zerlassen wir das Wachs und mischen den Terpentin hinein, gießen beides zusammen vereinigt in die gemachte Oefnung der Form, und rütteln es geschwind um, während dessen wir die Oefnung mit einem Finger zuhalten, daß nichts herauslaufen könne.

Wenn das Wachs ein wenig hart geworden ist, so öfnen wir die Form ganz gemach, und wenn die wächserne Frucht nicht gut herausgehen will, so rütteln wir so lange an der Frucht bis sie sich ablößet, und herausgenommen werden kann. Gemeiniglich bleiben an dem Wachse noch etwas Gips und einige Hervorragungen stehen, welche wir mittelst eines Federmessers fein abschaben. Damit aber die Striemen nicht wahrzunehmen sind, so halten wir die wächserne Frucht über gelindes Kohlenfeuer, wodurch die Oberfläche derselben etwas ins Fließen kommt, und sich so besser behandeln läßt. Doch brauchen wir dabei die Vorsicht, daß sie nicht zu heiß werden und etwa gar zusammenschmelzen könne.

Hat die Frucht rothe Striemen, oder war sie an den Seiten roth, so lößen wir Tischlerleimen im Wasser auf, reiben darinnen Zinnober oder Karmin ab, je nachdem die rothe Farbe seyn

soll, und bemahlen die Frucht damit, mittelst eines Haarpinsels.

War hingegen die abgeformte Frucht gelb, so nehmen wir zur Produzirung derselben gelbes, weißes Wachs und verfahren übrigens auf die nämliche Art, wie oben gezeigt wurde. Sollte aber das Wachs für die Frucht zu gelb gewesen seyn, so würden wir das gelbe Wachs, mit weißem, und wenn selbes zu weiß, mit gelbem Wachse versetzen. Eine ganz reine gelbe Farbe erziehlen wir dadurch, daß wir, z. B. zur Bereitung das Zitronengelb, unter währendem Schmelzen des gelben Wachses etwas Königsgelb, und zu jener der Pommeranzenfarbe etwas Gelb und Roth in gleichen Theilen, als Neapolitaner Gelb und Zinnober, zusetzen. Bei den Pflaumen, Pfirschen u. dgl. brauchen wir Bleiweiß und Neapolitaner Gelb. — Auch ereignet es sich nicht selten, daß wir dem gelben und weißen Wachse, zu gleichen Theilen vermischt, etwas Bleiweiß zusetzen müssen. Quetschen würden wir auf die Art bereiten, daß wir zwei Loth weißes Wachs und ein Loth Venetischen Terpentin bei gelindem Feuer vereinigen, und wenn es in Fluß gebracht worden ist, ein Loth feine braune Schmalde, nebst etwas wenig Zinnober zusetzen, und damit die Form ausgießen. Um den Tau, der insgemein auf denselben lieget, ganz natürlich nachzuahmen, machen wir folgende Zubereitung.

Wir reiben blaue Schmalde in einer Reibeschaale ganz fein, binden den Staub derselben in ein feines Läppchen, und bestäuben damit die Frucht, welche vorhero auf der Oberfläche über gelindem Kohlenfeuer erwärmt wurde, damit der Staub hangen bleibe. So muß man auch den köstlich bereiteten Pfirschen zu Hülfe kommen. Wenn wir nämlich diese Früchte nach ihrer natürlichen Gestalt abgeformet und gemahlet haben, so erwärmen wir sie auf ihrer Oberfläche, und bestreuen sie mit den Haaren, die die Tuchmacher von ihren Tüchern abscheeren.

Wollen wir die Früchte mit ihren natürlichen Stielen versehen, so nehmen wir solche, und befestigen sie mit Tischlerleimen, unter dem wir etwas Wachs zergehen lassen.

Wollen wir auch die Früchte mit ihrem eigenen Laube versehn, und prachtvoll darstellen, so verfahren wir also: Wir pflücken das Laub, wenn es seine natürliche Größe erreicht hat, legen es zwischen graues Papier, beschweren es mit einem Brete und Steine, und lassen selbes beinahe so lange unter dieser Art von Presse liegen, bis es ganz trocken ist. Hierauf lassen wir Wachs und Terpentin, beides zu gleichem Gewichte, untereinander zergehen, mischen etwas fein geriebenen Grünspan darunter, und ziehen das Blatt durch. Wir können es alsdann krümmen und

ihm Falten geben, so wie sie die Natur den Blättern zu geben pflegt.

Diese, auf eben angeführte Art bereiteten, Blätter wurden grasgrün. Wollen wir aber haben, daß einige darunter ins Meergrüne fallen sollen, so mischen wir etwas von Berlinerblau, und vieles Schieferweiß hinzu; sollten einige in das Gelbgrüne fallen, so mengten wir etwas distillirten Grünspan, und etwas Neapolitaner Gelb hinzu.

No. 92.

Blumen so zu trocknen, daß sie ihre natürliche Gestalt beibehalten.

Dieß zu bewürken bedienen wir uns sehr feinen, durchgeschlagenen Sandes, in dem gar keine Steinchen befindlich sind. Diesen trocknen wir so stark, daß keine Feuchtigkeit mehr darinnen bleibt, und setzen die Blume, samt dem Stengel, darein.

Wir richten darauf jedes Blättchen der Blume in seine gehörige Lage, und bedecken sie ganz mit Sande; setzen sie in dieser Stellung der Sonne aus, daß sie durch deren Hitze im Sande recht austrockne. Im Winter bewürken wir diese

Austrocknung durch eine mäßige Wärme, und lassen uns so lange Zeit, bis sie recht ausgetrocknet ist. Nachher nehmen wir den Sand ganz behutsam weg, und reinigen die Blume mittelst eines Federwisches sehr vorsichtig vom Sande. Es ereignet sich zwar zuweilen, daß einige Blumen, besonders die Rosen u. dgl. ihren Glanz verlieren; allein wir suchen ihnen diesen Verlust dadurch zu ersetzen, daß wir Messingfeilspäne mit Schwefel mischen, diese Mischung anzünden und die ihrer Farbe beraubte Blume mit dem aufsteigenden Dampfe bereichern, wodurch sie nun ihren natürlichen Glanz wieder erhält.

Den hochrothen und karmosinfarbenen Blumen suchen wir ihren Glanz dadurch wieder zu geben, daß wir Zinndunst mit Salpeterspiritus anmachen, und die Grüne der Stengel bewürkt der Dunst von Eisenfeilspänen und Spiritus Vitrioli. — Bei einfachen Blumen gelingt dieß Verfahren vollkommen; bei doppelten und gefüllten hingegen giebt es noch mehrere Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

Bei den Nelken müssen wir, um den Glanz wieder zu erzwingen, den Stengel auf beiden Seiten spalten, und wenn die Blumen trocken seyn wird, selben wieder zusammenleimen, oder in die Stengel mittelst einer Stecknadel Löcher bohren, und selbe ebenfalls wenn sie trocken ge-

worden, wieder verkleben. Wünschen wir den Blumen ihren natürlichen Geruch wieder zu geben, so dürfen wir nur z. B. auf die Nelken einen Tropfen Nelken- und auf die Rosen einen Tropfen Rosenöhl fallen lassen.

* * * *
* * * * *

Gartensachen.

No. 93.

Zubereitung des Erdreichs, welches zur Pflanzung aller Bäume, Blumen, Kräuter und Gewächse mit Vortheil kann gebraucht werden.

Wir graben uns ein Loch in einen Winkel des Gartens so weit und tief, daß man ein Faß nach beliebiger Größe hineinsetzen könne, welches unten und oben keinen Boden hat. Wir streuen in dasselbe zween Finger hoch Asche von Erbsen- und Bohnenstroh und legen ein Lager Erde von zwei Zoll hoch darauf, welche wir von einem solchen Orte nehmen, wo vieles Aas oder thierische Körper in Fäulniß übergegangen und verweset waren. Auf diese zwei Schichten legen wir ein drittes Lager von drei Zollen in der Höhe, so wir uns von dem ausgeworfenen Unrathe der Gerber

und Kammmacher bedienten. Wir bedecken solche alsdann drei Zoll hoch mit einer Erdschicht von verfaulten Sägespänen, und legen noch eine Lage von todtem Viehe z. B. Hüner, Gänse, Tauben, Hunde, und was man mehreres von dergleichen Körpern haben kann, darauf. Ferner bereiten wir noch eine Lage von Weintrestern oder in deren Ermanglung, von Asche aus Weinstockholz, die ebenfalls drei Zoll in der Höhe beträgt. Die letzte, gleich hohe, Lage besteht endlich aus verfaultem Menschenkoth. Wir füllen das Faß zuletzt, wenn noch Raum da ist, mit klein geschlagenem, aus einer sumpfigten Wiese genommenen Torfe aus, begießen es mit Rindsblute, und bedecken es sorgfältig, damit Nässe und Regenwetter davon abgehalten werden. Diese Masse mr'ß aber blos mit Blute oder Weinhefen, nie mit Wasser begossen werden, so, daß sie mit dem Blute verwese und zu Erde werde. Um die Verwesung derselben zu befördern, lassen wir uns einen Hacken mit drei Zacken machen, mit dem wir sie öfters untereinander rühren. Ist nun die ganze Masse gänzlich zusammen gefaulet, und zu einer Erde geworden, so nehmen wir sie heraus, und verwahren sie an einem trocknen, vor Wasser und Regen befreiten Orte, lassen sie daselbst ganz austrocknen, sieben sie mittelst eines engen Siebes rein aus, und heben sie in einem trocknen Gefäße zum Gebrauche auf. Wollen wir nun Zitronen, Pommeranzen und andere dergleichen fremde Gewächse pflanzen, so nehmen wir zwei

bis drei Hände voll von dieser Erde, machen selbe mit Weinhefen oder Rindsblute zu einem dünnen Teige, und legen solchen wohl um die Wurzel der zu pflanzenden Bäume oder Gewächse. Auch kann man die Wurzel von dergleichen Gewächsen, wenn sie zuvor beschnitten worden, einen halben Tag in etwas von dieser im Wasser aufgelößten Erde weichen lassen, so wird man mit Vergnügen sehen, wie schön und herrlich die auf solche Art behandelten Bäume grünen, blühen, wachsen und gesunde Früchte bringen.

Mit Hülfe dieser Erde kann man auch den Blumen mehreres Wachsthum verschaffen, so, daß sie viel größer und schöner werden, besonders verschönen und vermehren sich dadurch die Nelken, Ranunkeln, Anemonen, Jaßminen, und dergl. Gattungen mehr, unendlich.

Uibrigens muß man auf die verschiedene Größe und Zartheit der Gewächse Rücksicht nehmen, und die Menge der ihnen dienlichen Erde dadurch bestimmen, damit auch des Guten nicht zu viel geschehe.

Sehr vortheilhaft ist es, wenn man den Saamen von den Blumen und Küchengewächsen, bevor man ihn säet, in dieser, mit Wasser aufgelößten, Erde etwas liegen und weichen läßt.

Da diese Erde den ausländischen Gewächsen sowohl, als den einheimischen, sehr heilsam und dien-

lich ist, so empfehlen wir sie den Gartenfreunden und andern Blumisten insbesondere zum Gebrauch, und hoffen zuverlässig Erkenntlichkeit und Dank, nach glücklich angestellten Versuchen, von ihnen zu erhalten. Auch können wir uns rühmen, in vielen Kunstgärten Deutschlands den Gebrauch obiger Erde mit gutem Erfolge eingeführet zu haben.

Noch Vielen ist diese Methode ein Geheimniß; wir entdeckten sie auch zuerst in Harlem, jener merkwürdigen Holländischen Stadt, der Deutschland fast seine meisten Nelken, Hyazinthen und Tulpen zu danken hat.

No. 94.

Felder und Gärten ohne Mist zu düngen und doch äuserst tragbar zu machen.

Wir machen uns zu diesem Ende eine tiefe Mistpfütze, in der aller Roßmist gesammlet werden muß, aus dem eine Gauche wird. Kommt nun die Saatzeit, so lassen wir die Gauche in einer großen kupfernen Pfanne mit etwas dazu geschüttetem Salpeter sieden, und sodann auskühlen. Wir werfen die Aussaat, während diese Brühe noch etwas lauh ist, hinein, und lassen selbe drei Tage quellen, worauf wir nach Verlaufe dieser Zeit die Saat heraus nehmen, trocknen und säen,

Wir ersparen durch diese Verfahrungsart nicht nur den Dünger, sondern auch einen größern Theil der Aussaat, die man ohne diese Methode nothwendig haben mußte. Wo wir z. B. sonst einen Scheffel aussäeten, hatten wir nur drei Viertel nöthig, weil wir vor der Aussaat den vierten Theil kleingeschnittenes Stroh derselben beimischten. Die Wiesen, Gärten, und Weinberge hingegen düngen wir mit zerschlagenem, geschmelzten Salze, welches wir im Frühjahr oder Herbste ziemlich weit auseinander streuen, und darnach in die Erde stoßen.

No. 95.

Bäume zu pflanzen, so im ersten Jahre Früchte tragen.

Wir stecken in dem Monathe November die Weidenstöcke groß und klein in die Erde, doch so, daß sie nicht zu nahe an einander zu stehen kommen, und lassen sie also bis Weinachten stehen. Alsdann ziehen wir sie heraus, und setzen Bäume, von welcher Art wir nur immer wollen, welche wir vorhero ziemlich wohl beschneiden, darein. Sie werden uns sodann ganz gewiß im ersten Jahre Früchte tragen.

No. 96.

Allerlei Gebrechen und Mängel an den Bäumen zu heben.

Wenn man die Kunst versteht, Bäume gut zu pflanzen und zu ziehen, so muß man auch hauptsächlich sie gehörig zu erhalten und von allen Krankheiten zu heilen wissen, denen sie insgemein unterworfen sind, und die gemeiniglich von der Wurzel derselben ihren Anfang zu nehmen pflegen. Sind dergleichen Bäume in ein schlechtes Erdreich versetzet, so läßt sich sehr leicht begreifen, daß, da die Wurzel ihre Nahrung aus der Erde hat, sie einen schlechten Wachsthum haben, alsbald ausgehen oder ausdorren und sich viele Krankheiten bei selben einfinden werden. Deshalb muß man sich nothwendig befleißigen, die Kunst zu erlernen, wodurch man die Gebrechen und Mängel an den Bäumen heben und heilen könne.

Die Krankheiten der Bäume entspringen aus sehr mannichfaltigen Quellen. Wenn z. B. das Laub an einem Baum gelb wird, und die Aufsprößlinge im Wachsen stille stehen, oder an ihren äussersten Enden zu welken anfangen, so ist dieß eine Anzeige, daß er einen zu feuchten Boden habe. Diesen Fehler zu verbessern, werden wir die Wurzel aufgraben, und um selbe herum eine Mischung von Kalk, Asche, kleinen Kiesgemürmel von einer alten Mauer,

auch Reben- Erbsen- und Bohnenstrohasche streuen. Die Grube füllen wir wieder mit trockner Erde aus. Ueberdieß wäre es auch rathsam, daß man in den Baum im Monat August auf der Nordseite etliche subtile Ritze anbrächte, damit sich die in selbem befindliche, überflüssige Feuchtigkeit herausziehen könne. Dieses nennet man in der Kunstsprache der Gärtner, den Baum schröpfen.

Fangen hingegen die Bäume an, oben an dem Gipfel zu dorren, so ist das ein Merkmal von einem Schaden an der Wurzel. Es ist nöthig das man hier die Wurzel aufgrabe, um nachsehen zu können, ob etwa Ameisen, oder andre schändliche Baumfeinde selbe überfallen haben. Siehet man nun, daß die Wurzel angegangen ist, so schneidet man selbe, so weit sie in Fäulniß übergangen ist, mittelst eines scharfen Messers ab. Um nun die Würmer oder Ameisen aus ihren Wohnsitze zu vertreiben, schüttet man Kien- oder Ofenruß in eine Mischung von gleichviel Wasser und Branntwein, und begießt damit den Ort wo sie sich gewöhnlich aufzuhalten pflegen. Sie werden auf diese Weise gänzlich ausgerottet.

Sehr heilsam ist es auch für solche Bäume, wenn man sie mit Blute begießet, oder ein todtes Stück Vieh unter die Wurzel legt, wodurch sich der Baum wieder erholen, und wachsen wird. Es versteht sich von selbst schon, daß

alles dürre und untüchtige vorhero dem Baume abgenommen werden muß, damit sich der Saft desto eher in die andern Zweige verbreiten könne. Die Gelbsucht der Bäume, oder das Verbleichen und Vergelben ihrer Blätter, zeigt sich, wenn die Wurzel derselben entweder von dem Spaden verletzet, oder von den Mäusen oder Maulwürfen beschädiget wird. Auch in diesem Falle muß man die Wurzel aufmachen, das Beschädigte wohl ausschneiden, und Ofenrus mit Kalk und Asche, gleichen Theiles vermengt, einstreuen.

In jenen Gegenden wo man Weinrebenasche, oder sogenannte Weintrester haben kann, kann man solche, mit Schweinsmist vermengt, um die Wurzel schlagen, welche Düngung dem Baume ebenfalls neue Kräfte verschafft.

Wenn die neu gesezten Bäume nicht recht fortkommen wollen, oder gar im Wachsthum stehen bleiben, so graben wir sie aus, und sehen nach, ob die Wurzel derselben etwa anfange abzusterben, oder ob sie schon abgestorben ist. Wäre dieses der Fall so werden wir die verfaulten Wurzeln dem Stamme abnehmen, und die Enden der angehenden Wurzeln beschneiden. Wir werden nun den wohl beschnittenen und von allem Unkraut und Moos gereinigten Baum, in frisches Erdreich versetzen, und derselbe wird wieder, wie man zu sagen pfleget, neu geboren werden.

Diejenigen Bäume, so oben her ganz dürre werden, haben nach dem Kunstausdrucke der Gärtner, den kalten Brand, welche Krankheit ebenfalls auch von den unreinen und untüchtigen Stämmen herrühret. Das beste Heilungsmittel für dieses Uibel ist dasjenige, daß man sie in den Monaten Julius und August mittelst eines Pfropfmessers gegen die Nordseite zu die Länge herab aufritzet, ihre dürren Zweige fleißig abstutzet, sie etlichemal mit Menschenharn begießt, und die Wurzel mit Rebenasche umschüttet.

Der Krebs, dem die Bäume ebenfalls unterworfen sind, sagen die Gärtner insgemein rühre daher, daß die Bäume in der Zeit gesetzet wären, wenn die Sonne in den Zeichen des Krebses und Skorpion läuft. — Ohne weiter zu untersuchen, ob diese Meinung der Gärtner gegründet sey, so haben wir doch gefunden, daß beim Pflanzen und Säen, auf die Witterung, gewisse Zeichen der Elemente, Monate, Tage und Stunden sehr viel ankomme, wornach sich geschickte Gärtner und kluge Oekonomen auch sehr pünktlich zu richten wissen.

Die Krankheit des Krebses an den Bäumen läßt sich daraus erkennen, wenn die Rinde eines Baumes hin und wieder Lückchen aufwirft, und unter derselben die Flecke gleichsam wie todt und schwarz aussehen. Dieß Uebel würde dann nach und nach weiter um sich greifen, und endlich den ganzen Stamm einnehmen, wenn man

solchem nicht zuvor käme und abzuhelfen suchte. Wir würden hier die aufgelaufene Rinde bis auf den Grund des noch frischen Holzes ausschneiden, solches mit Baumsalbe, und darauf mit in Leimen angemachten Schweinemiste bestreichen. *)

Zusatz des Herausgebers.

*) Die zufälligen Kalenderzeichen haben auf die ewigen Gesetze der Natur, und also auch auf das bessere oder schlechtere Gedeihen des ausgestreuten Saamens und der verpflanzten Gewächse, nicht den mindesten Einfluß; kein aufgeklärter Oekonom, Forstmann oder Gärtner nimmt darauf einige Rücksicht. Bey den widrigen Zufällen der Bäume ahmt der denkende Freund der Natur dem vernünftigen Arzte nach; gleich diesem untersucht er die Ursache der Krankheit nach dem innern Bau des organischen Körpers und gründet darauf seine Heilmethode. Die zwo Hauptkrankheiten der Bäume, von denen der Verf. spricht, entstehen, so wie eine dritte, mit ihnen nah verwandte, aus der allzugroßen Anhäufung des Nahrungssaftes. Kann sich dieser nicht hinreichend in die feinsten Theile des Gewächses ergießen, so dehnt er die zarten Gefäße derselben zu sehr aus oder zersprengt sie wohl gar. Daraus entsteht ein Stocken der Säfte, die dann scharf und eiterhaft zu werden pflegen. Sie erregen nun entweder

Der sogenannte Borkwurm entsteht daher, wenn ein Baum an der Rinde gestoßen, oder beschädigt ist, sonderlich wenn es zu einer Zeit geschiehet, da der Saft schon vollkommen in den

1) eine Entzündung, wenn sie sich in die Wassergefäße der Pflanze ergießen, so daß daselbst eine Verstopfung erfolgt und dieser Ort verdirbt; oder

2) den Krebs, wenn der eiterhafte Saft um sich greift, und den Splint auflößt oder zerfrißt;

3) den Brand, wenn die verdorbenen Säfte sich mit den andern, guten vermischen, und solchergestalt den organischen Bau nach und nach zerstören.

Die Entzündung zeigt sich besonders an solchen Bäumen, welche einen gummösen, harzigen Saft haben, z. B. bey Kirschen, Pfirsichen, Quetschen, Tannen u. d. m. Gewöhnlich erfolgt sie nach anhaltendem, trocknem Ostwinde, der ohne dazwischenkommenden Regen fordauert, und worauf ein steter Sonnenschein eintritt. Die Ausdünstung der Bäume wird nämlich dadurch verhindert und die nachherige Wärme verdickt die angehäuften, zähen Säfte. Das sicherste ist, daß man alles Verdorbene wegschnei-

Stamm eingetreten ist. Hierdurch geschiehet es, daß sich kleine Würmlein darein begeben, und den zarten, süßen Saft immer mehr und mehr aussaugen, und sich weiter einfressen, wodurch denn an

det, worauf die Krankheit gemeiniglich nachläßt,

Durch den *Krebs* wird die Rinde an einigen Orten des Stammes oder der Zweige vom Holze abgelößt und der ganze Baum zuletzt vernichtet, wenn man sie nicht rings herum, bis an das lebendige Holz, schneidet, und den Ausschnitt mit einem, aus Kuhmist und Lehm bereiteten, Pflaster belegt und verbindet.

Wächst ein Baum zu geil, so ist immer zu befürchten daß er den Krebs bekommen möge, wenigstens daß er nicht die gehörige Menge von Früchten tragen werde. Um ihn nun den überflüssigen Saft zu benehmen, ritze man mit einem Messer die Rinde, bis auf den Splint, der Länge nach von einander, oder zerspalte eine der stärksten Wurzeln mit einem Meisel und lege ein Steinchen dazwischen.

Bei dem *Brande* werden zuerst das Mark und das zellige Gewebe der Rinde angegriffen. Schneidet man daher einen kranken Zweig des vom Brande angegriffenen Baumes verquer durch, so erscheint er im

den Orten, wo der Saft weg ist, die Rinde ganz dürre wird, und alsdenn hierdurch, wenn sich der Saft zwischen der Rinde entzündet, der Brand entstehet. Man wird gegen diesen folgendes Verfahren sehr würksam und gut finden. Wir werden die Rinde in so weit sie dürre ist, recht fein ausschneiden, bis wir auf frische Rinde und Holz kommen. Wir werden selbes, wie wir oben gezeigt haben, erstlich mit Baumsalbe und dann mit im Leimen vermengten Schweinskothe beschmieren.

Bäumen, die saure und unschmackhafte Früchte tragen, haben wir dadurch zu helfen gesucht, daß wir in den Monaten April oder Mai, ein Loch in den Stamm bei der Wurzel, bis auf das Mark bohrten, solches fünf Wochen aufstehen ließen, damit sich alle Feuchtigkeit herausziehen konnte.

Kerne und an der Rinde mehrentheils braunroth oder schwarz; ein sicheres Zeichen, daß der Baum abstehen werde, wenn man ihm nicht zeitig zu Hülfe kommt. Dieß geschieht entweder dadurch, daß man den angesteckten Theil bis auf den frischen Kern wegschneidet, oder, wenn dieß nicht thunlich ist, die Rinde des Zweiges oder Stammes von oben bis unten mit einem scharfen Messer der Länge nach aufritzet. Rathsam ist es, bei dieser Kur um die Wurzel keinen Mist, sondern gute, wohlverfaulte Erde zu legen.

Endlich wurde solches mit einem Keile von Hage-dorn zugemacht, und mit Baumwachs verklebet. Auch haben wir öfters bei dergleichen unschmack-haftem Obste, welches zugleich dem Abfallen und dem Wurmstiche unterworfen war, etwas Sal mirabile Glauberi mit Kreide vermengt in er-wähntes Loch gethan, ehe wir es mit dem Pflocke wieder zumachten. Auf diese Operation kann man im folgenden Monat Juni den Baum nach vorbesagter Weise, gleich nach dem ersten Safte, schröpfen, doch muß man sich wohl in Acht neh-men, daß das Holz unter der Rinde unberühret bleibe. Dadurch wird nun alle überflüssige Feuch-tigkeit weggeführet werden, der Baum Wachsthum bekommen, und wohlschmeckende Früchte tra-gen.

Auch sind vielmals die Bäume dem Unglücke ausgesetzt, unter die Hände eines unerfahrnen, unkundigen Gärtners zu kommen, der sie in kleine Gruben oder Löcher setzet, und die Wurzeln mit Gewalt auf einen Klumpen hineinzwingt, oder bei Pflanzung derselben kein gutes Erdreich wäh-let, und ohne allen Unterschied, Steine, Quecken und Gras mit in die Gruben wirft, und dicht und derb aufeinander tritt, wodurch den Wur-zeln alle Luft benommen wird, und sie ohne alle Rettung verloren gehen müssen.

Ein bewährtes Mittel wider verschiedene Krankheiten der Bäume ist auch dieß, daß man da, wo Weinhefen oder Trestern zu haben sind,

die Wurzeln der Bäume damit begieße. Diejenigen Bäume, so in kalten, schattigten Gegenden gegen Norden zu stehen, und nie von der Mittagssonne beschienen werden, erzeugen öfters Moos, welches man im Frühjahr, nach einem warmen Regen, mittelst einer starken, stumpfen Sichel abschabet. Wenn die Bäume überflüssigen Saft haben und auslaufen, so muß man alsobald einige Wurzeln aufgraben, loß machen und aufspalten, damit das Wasser und die Feuchtigkeit davon ablaufe, dieß wird nach den Gärtner Ausdrucke genennet, dem Baum zur Ader lassen.

Wenn man in die gespaltne Wurzel ein wenig Blei leget, so verhindert selbes das Abfallen des Obstes. Diejenigen Bäume aber, die im Frühjahr stark blühen, und dennoch keine Früchte bringen, stehen in einem fetten, kalten Erdboden, und man kann ihnen solchergestalt zu Hülfe kommen, wenn man Mörtel mit Asche und gelöschtem Kalke vermischt, und dieß unter die Wurzel und um selbe leget.

No. 97.

Anweisung eine gute Baumsalbe zu bereiten, welche zur Heilung der Gebrechen der Bäume vortreflich gut und allenthalben anwendbar ist.

Wir nehmen Wachs nach Proportion, je nachdem der Salbe viel oder wenig werden soll, vermengen es mit frischer ungesalzener Butter, mit frischem Hirsch- oder in dessen Ermangelung, frischem Schaaftalge, nehmen Schweineschmalz, gleichen Theiles, sodann Herzana, Honig, Wallwurzel- und Ibischwurzelsaft, halb so viel, als voriges Quantum, wohl durcheinander, und lassen es in einem Tiegel mit etwas Baumöhle und Terpentin über gelindem Kohlenfeuer sieden, rühren es wohl mit einem Stabe durcheinander, und gießen es alsdann durch ein härenes Tuch, und heben solches in einem irdenen Gefäße oder in einer Schweinsblase zum Gebrauche auf.

Auf ähnliche Weise wollen wir nun auch den unwissenden Gartenliebhabern

No. 98.

Ein gutes Pfropfbaumwachs zu bereiten lehren.

Wir nehmen dazu ein Pfund gelbes Wachs, eben so viel reines, weißes Harz und Terpentin, und pressen uns noch den Saft von Huflattig- Pappel-

und Wallwurzelblättern aus. Wir lassen sodann das Wachs, Harz, und Terpentin allmählig über Kohlen zerfließen, rühren es, mit Zugießung etwas Baumöhles, wohl durcheinander, lassen es erkalten, kneten es wohl durcheinander, und heben uns solches zum Gebrauche auf. Ingleichen besetzen wir die Wissenschaft

No. 99.

Ein andres gutes Baumwachs zu machen, welches fast durchgängig im Gebrauch ist.

Wir nehmen zu diesem gelbes Wachs, Terpentin, weißes Harz, und Baumöhl alles von gleichen Theilen, zerlassen diese Spezies in einem neuen Tiegel über gelindem Kohlenfeuer, und rühren sie mit einem hölzernen Spaden wohl durcheinander. Wenn alles wohl durchgeschmolzen ist, schütten wir es in kaltes Wasser, und arbeiten selbes wohl durch, doch so, daß es weder zu hart, noch zu weich werde, welches man mittelst Wachses und Terpentins bewürken, und zur gehörigen Konsistens bringen kann. Will man dabei sogleich vor den Einschütten dieses Baumwachses in Wasser ein wenig Myrrhen und Aloe hinzumischen, so geht man in Ansehung der Bienen, welche das Baumwachs wegtragen, deste sicherer.

No. 100.

Dem Obste eine schöne Farbe zu geben.

Die Aepfel bekommen dadurch eine lebhafte Röthe, wenn wir die Bäume um die Wurzel aufgraben, und auf selbe warmes Blut von einem frisch geschlachteten Ochsen gießen. Am allerbesten aber werden wir schön spielende Farben des Obstes dadurch erziehlen, daß wir ein Apfelreiß von guter Art, auf ein junges Stämmlein pfropfen, und wenn dieses wohl fortkömmt, so pfropfen wir in dem darauf folgendem Jahre ein Reiß von einer andern Gattung auf eben dasselbe, und so im dritten Jahre wieder. Der Baum wird, wenn er einstens Früchte trägt, solche mit verschiedenen schönen Farben bezeichnet hervorbringen.

So können wir auch an einem Rosenstocke verschiedene Farben hervorbringen: Wenn nämlich im Frühjahr die Rosen zu drücken und Augen zu treiben anfangen, so bohren wir, mittelst einer Pfrieme oder Ahle, unter einem Auge eines weißen Rosenstocks ein Loch, und lassen in selbes durch eine Schreibfeder etwas Brasilienfarbe hineingießen. Unter drei andre Augen, machen wir drei andre Löchlein, und bringen in selbe dreierlei verschiedene Farben, auf vorgesagte Methode.

No. 101.

Die Früchte zu vergrößern.

Dieß können wir auf keine leichtere Art erzielen, als durch das Pfropfen, oder durch unsre vorbeschriebene Erde. Doch müssen wir dahin sehen, daß, wenn wir große Früchte verlangen, die Reiser allezeit auf Stämme von guter Art gepflanzet werden.

Bei Mandeln und Pfirschen machten wir einstmals folgenden Versuch: Wir legten vier Mandel- oder Pfirsichkerne in einen Topf mit Erde, welche mit unsrer präparirten Erde vermenget war. Wir legten sie so ein, daß alle vier Spitzen auf einen Punkt gekehret waren. Wenn wir nun solches alles wohl zubereitet hatten, wendeten wir den Topf um, und setzten ihn in Erdreich ein, machten oben in dem Topfe ein Loch, so, daß selches gerade über die eingelegten Kerne zu stehen kam; damit die jungen Sprößlinge aus diesem Loche heraustreiben konnten. Hierdurch kam es, daß alle vier Schößlinge, zusammenwuchsen, und einen Stamm bildeten, welcher dann, nicht nur grösser, als die gemeinern Stämme dieser Art wurden, sondern auch ungemein größere und schönere Früchte brachten.

Bei Mispeln war es sehr leicht eine große Art zu erzielen. Wir pfropften die Zweige der Mispelbäume auf ihre eigenen Stämme, wieder-

holten dieses Verfahren oft, und je öfterr wir sie pfropften, desto größer wurde die Frucht.

Die Größe der Quittenäpfel erzwangen wir dadurch, daß wir einen Topf mit Erde füllten, und die Zweige an denen dergleichen Früchte hingen, einbiegten und so darinnen wachsen ließen. Sonst ist die Hauptursache, welche zur Vergrößrung und Verschönrung der Früchte beiträgt, diese, daß wir die Bäume fleißig warten, düngen, umgraben, und nach Erfordern nässen; auch daß wir dem Baume, der zu viel Früchte trägt, einige abnehmen, und nur die größten und schönsten hängen lassen.

Ausgemacht und natürlich ist es, daß die alten, ausgewachsenen Bäume allezeit größere und schönere Früchte tragen, als die jungen unausgewachsenen. Die Ursache davon liegt darinne, weil die alten Bäume ihren Saft nur zur Frucht, die jungen hingegen auch noch zum Wachsthum bedürfen. Deshalb enthalten auch die Früchte der alten Bäume einen häufigen und vollkommenen Saft, und daher eine bessere Zeitigung. Da hingegen die Früchte der jungen Bäume einen groben, unausgebildeten Saft enthalten, der, wie natürlich, das geschwinde Reifen verhindert.

No. 102.

Erdbeeren groß zu ziehen, und sie gut abzuwarten.

Es ist gnugsam bekannt, daß die Erdbeeren eine gute, heilsame, frühzeitige und allen andern Gewächsen vorlaufende Frucht sind. Sie erscheinen mit der Sonnenhitze, und kühlen sich dabei gleichsam ab. Die Arten der Erdbeeren sind zweierlei: die rothe, und weiße, von denen die erste am besten und der Gesundheit am zuträglichsten ist. Sie lieben einen leichten, mit Sandel vermischten Boden, und der Ort, wo solche angepflanzet werden sollen, muß etwas erhöhet seyn, und an der Sonne liegen. Um im Herbste Erdbeeren zu bekommen, besetzen wir einige Beetlein mit Erdbeeren, und nehmen solchen die erste Blüte ab, welches dazu beiträgt, daß die Frucht später kommt. Ehe die Frucht zeitiget, schneidet man die jungen Sprößlinge ab, läßet sie stehen, um selbe zur Vermehrung brauchen zu können. Bei diesen Pflanzen muß man ein Stäbchen stecken, um die Frucht daran zu binden, und zu verhindern, daß sie nicht verfaule, noch von giftigen Würmern könne bekrochen werden. Ist der Herbst zu Ende und die Kälte des Winters nimmt dessen Platz ein, so schneidet man die Blätter ab, und bedeckt sie mit gutem Miste, so tragen sie das folgende Jahr desto besser.

No. 103.

Schriften, oder allerlei Figuren, auf Pfirschen und andern Früchten wachsen zu sehen.

Wenn wir auf dem Obste verschiedene Figuren zu haben wünschen, so lassen wir uns von Gips oder Töpferthon allerlei, inwendig gemodelte, Geschirre machen und binden selbige auf das im Wachsen befinliche Obst. Es bekommt die nämliche Form, die in dem Topfe oder Geschirre eingegraben oder eingeprägt ist. Auf eine sehr leichte Weise können wir auch auf die nämliche Art den Quitten, Aepfeln, Melonen, Kürbissen, Gurken, u. a. m. allerlei Schriften und Figuren beibringen.

No. 104.

Veranlassung daß auf einem Birnbaume Weintrauben wachsen.

Wir pflanzen uns einen Weinstock zwei Schuhe von einem fruchtbaren Birnbaume, bohren sowohl in den Stamm des Birnbaums, als auch in den Rebenstock, ein Loch bis auf das

Mark. In diese Löcher bringen wir die Spitzen oder Zweige von Weinreben, vermachen sie wohl mit Baumwachs, und lassen sie so mit einander wachsen, so vereinigt sich der Saft der Weinreben mit jenem des Birnbaums, und steigen durch das Mark des Birnbaums mit einander auf, breiten sich zusammen aus, sprossen, blühen, und bringen uns die verhoffte Frucht!

No. 105.

Kirschen ohne Kern wachsen zu lassen.

Wir schneiden einen Kirschbaum zwei Schuhe hoch von der Erde ab, spalten den Stock bis auf die Wurzel auf, schaben das Mark bis unten ganz rein aus, und binden ihn alsdann mit einem Band ganz dichte zusammen, verkleben ihn mit Kühmiste und Thon, so wächset die Schaale wieder zusammen. Ist der Kirschbaum noch jung, so wird derselbe in einem Jahre erwachsen, und man setzet dann ein Reißlein von einem andern Kirschbaume hinein. Doch muß dieses von einem Baume genommen werden, der noch nicht getragen hat. Man wird gewiß dann, wenn er Früchte trägt, in den Kirschen keine Kerne finden.

No. 106.

Die Kirschen vor Fäulniß zu bewahren.

Wir werden die Bäume nur ein wenig beschneiden, und ihnen blos das unnütze Holz abnehmen: Wir werden ihnen aber vierzehn Tage vorher, ehe die Frucht roth wird, die Wurzel lüften und entblößen, und selbe Abends und Morgens mit einem Maas Wassers begießen. Die Bäume und Früchte werden weder faulen noch wurmstichig werden.

No. 107.

Sommerfrüchte über Winters frisch zu erhalten.

Wir lassen uns ein Faß aus Eichenholze von beliebiger Größe machen, beschmieren den Rand der Tauben und den Boden desselben mit warm gemachtem Baumwachse, und lassen es oben so lange offen, bis man solches auf nachstehende Art gefüllet hat.

Wir sammlen uns frisches Laub in hinlänglicher Menge, das recht trocken ist, und belegen damit den Grund des Fasses. Auf dieses Laub legen wir nun die Früchte, welche aber nicht

überreif gesammlet werden müssen. Auf jede Lage von Früchten legen wir wieder Laub und so verfahren wir ferner, bis das ganze Faß angefüllet ist, jedoch so, daß die letzte Lage blos von den Blättern, doppelt gelegt werde. Wir machen den Deckel auf das Faß, lassen es stark zusammenbinden, und verwahren es in einem Brunnen. Uibrigens trägt auch dieß viel zur Erhaltung des Obstes bei, wenn man den Staub auf den Früchten zu erhalten sucht.

No. 108.

Blumen und Früchte den Winter durch frisch zu erhalten.

Wir nehmen dazu ein Pfund Salpeter, zwei Pfund Salmiak, und drei Pfund reinen Sand, mischen diese Spezies wohl unter einander. Bei trocknem Wetter wählen wir uns, nach Belieben, diese oder jene Frucht, die aber nicht ganz reif seyn muß. Wir legen jede Frucht in ein Glasgeschirr, bestreichen ein Tuch mit Oehle, decken es darüber, und heften es wohl an. Alsdann graben wir die Gläser in einen warmen Keller fünf Querfinger tief unter die Erde, jedoch so, daß selbe sowohl unten, als oben, und an beiden Seiten zwei Finger dick, von dem gemischten

ten Sande belegt werden müssen. Die Früchte werden so frisch bleiben wie auf den Bäumen. —

No. 109.

Kunst, Pilse das ganze Jahr durch zu erzeugen.

Dieß werden wir dadurch am besten erzielen, wenn wir die Rinde von weißen Pappelbäumen präpariren, und auf einen wohlgedüngten, schattigen Acker oder Flecken streuen, so werden wir uns Jahr aus Jahr ein, schmackhafte und unschädliche Pilse verschaffen können. Jngleichen auch, wenn man die Rinde von Espenbaum nähme, selbe klein machte, und auf ein Mistbeet streute, so würde man bald darauf gute und viele Pilse herauswachsen sehen. — Mit was für Sorgfalt die Chineser ihre Champignons zu erziehen pflegen, wollen wir in dem folgenden Sücke zeigen. —

No. 110.

Methode die Champignons nach Art der Chineser zu erzeugen.

Es ist gnugsam bekannt, daß die Chineser alle weichliche Speisen, mithin auch die Champignons, lieben, und große Sorgfalt auf die Erziehung derselben verwenden. Da ihre Methode, nach von uns angestellten Versuchen, ganz unsern Beifall erhält, so wollen wir hier anzeigen, wie sie dabei zu Werke zu gehen pflegen. Sie verscharren eine Menge verfaultes Holz von Pappeln, Fichten, Kastanien, Weiden, Maulbeer- und Ulmenbäumen, in eine gute, gegen Süden zu, im Schatten liegende Erde, lassen selbes einen ganzen Winter durch liegen, und feuchten es oft an, vorzüglich im Sommer, wenn es sehr warm zu werden anfängt. Wir werden also dieses Holz mit Erde, aus seinen eignen Blättern erzeugt, bedecken, und mit Wasser benetzen, in dem Salpeter aufgelößet worden ist, und werden ganz gewiß hierdurch das erste Jahr Schwämme erhalten.

Da die Chineser auch Schwämme von verschiedenen Bäumen zu ihrer Nahrung verwenden, und selbige für gut befinden, so haben sie auch Mittel auszusinnen gewußt, deren soviel, als sie nur verlangen, zu erziehen, und den Bäumen ab-

zugewinnen. Sie scharren nämlich nach Belieben einen Stamm von oben genannten Bäumen, und zwar den ältesten, den sie nur haben können, an einem schattigen und gegen Mittag zu liegenden Orte ein, und begießen ihn bei heißer Witterung um und um. Hierauf bedecket sich alles was von diesem Stamme noch über der Erde heraus stehet, besonders wenn er seine Rinde noch hat, mit Schwämmen. Einige Tage nachher sammlen sie sie zum Essen, machen sie mit Salz ein, und trocknen sie. Kurz darauf siehet man schon andre Schwämme wieder hervorschießen, welches so einige Monate nach einander fortdauert. Nach etlichen Tagen müssen sie schon wieder abgenommen werden, weil sie sonst, wegen ihres harten und holzigen Wesens, ungenießbar sind. Um die Schwämme ganz sicher genießen zu können, gebrauchen die Chineser die Vorsicht, daß sie mit ihnen Bernstein kochen lassen, wodurch sie erzielen, daß der Kern, samt jener Art Schwämme, die dem Menschen bei ihrem Genusse schädlich sind, gelb wird.

Diese Methode die Aechtheit oder Schädlichkeit der Schwämme zu untersuchen, verdiente von uns durch mehrere Versuche bestätigt zu werden, da wir wissen, daß oft viele Familien durch den Genuß giftiger Schwämme ein Raub des Todes wurden.

No. III.

Mittel die Weintrauben in einem kalten Klima und bei nasser Herbstzeit reifend zu machen.

Daß Früchte überhaupt reifen, das heißt genießbar werden, davon liegt die Ursache, in der gehemmten Bewegung des Nahrungssaftes, indem die Sonnenhitze das Ausdünsten der wässerichen Theile verstärkt, und die Frucht an die Grenzen der Gährung, d. i. zur Reife gebracht wird. Nach diesem Grundsatze schneiden wir mit einem scharfen Gartenmesser in die Stengel oder Stiele der Früchte, und brechen das Laub ab, von dem die Früchte beschattet werden. Wir unternehmen diese Operazion im Anfange des Septembers, just zu der Zeit, wann die Früchte oder Trauben völlig ausgewachsen sind. Doch müssen wir uns dabei wohl vorsehen, daß wir den Einschnitt nicht über die Hälfte der Fruchtrebe machen. Durch diese Schnitte wird der Zufluß des Saftes in die Traube oder Frucht gehemmt, und die Sonne kann, sonderlich bei Trauben die an einer Mauer stehen und noch hart sind, der in ihnen befindlichen Traubensaft ungehindert kochen und versüßen. Wenigstens bringen wir durch diese Methode die Trauben um vierzehn Tage eher zur Reife. Man läßt in einigen Gegenden Frankreichs die Muskatellertrauben so lange an dem Stocke hängen, bis sie vom Frost

gerührt werden und schon einzuschrumpfen anfangen; durch den Frost wird der Uibergang von der Weingährung in die Essiggährung und Fäulniß verhindert, und der Wein von selbst veredelt.

No. 112.

Mittel die Feinheit des Hanfes zu befördern.

Wir lassen uns zu diesem Ende einen großen Kessel oder eine Art von Braupfanne machen, die den Hanf nach seiner Länge einnehmen könnte. Haben wir aber nur einen kleinen Kessel so legen wir den Hanf gedoppelt, ohne ihn deswegen zu verwirren. Wir müssen deshalb seine Enden so wenig, als nur immer möglich ist, in einander flechten. Wir klemmen auf dem Boden einige Stäbe dergestalt ein, daß sie kreuzweise über einander zu stehen kommen, damit der Hanf die Lauge im Kessel nicht berühre. Diese Lauge muß aber weder zu scharf seyn, noch über die Stäbe hervorragen. Wir schichten den Hanf auf den Stäben dergestalt auf, daß der Dampf die Hanfschichten ganz durchdringen könne. Wir versehen hierauf den Kessel sehr genau mit einem Deckel, hängen den Kessel bei gelindem Feuer über dem

Heerde auf, lassen aber nicht die Lauge zum Sieden kommen. Wir unterhalten so dieß schwache Feuer sechs bis acht Stunden. Nach deren Verlauf nehmen wir den Kessel vom Feuer ab, lassen ihn bedeckt erkalten, ziehen den Hanf heraus, dehnen ihn zum Trocknen aus, und hängen ihn unter dem Dache auf. Doch müssen wir dabei die Vorsicht gebrauchen, daß keine Zugluft hinzukomme. Wir wenden ihn drauf so lange um, bis er trocken ist, und heben ihn zum Gebrauche auf. Darauf drehen wir eine handvoll, brechen ihn und ziehen ihn durch die Hechel. Der Dampf der Lauge wird die leimigten Bestandtheile der öhligten Rinde auflößen.

No. 113.

Anweisung die Kartoffeln aus Saamen zu ziehen.

Unvergeßlich wird uns immer die Zeit bleiben, da man jenes so nützliche Produkt, die Kartoffeln, aus einem fremden Erdtheile in unser Europa verpflanzte. Ihr Nutzen ist zu allgemein bekannt, als daß wir nöthig hätten, noch etwas davon anzuführen, wenn wir nur erwägen dürfen, wie vielen tausend Menschen und Thieren, sie in solchen Gegenden Unterhalt gewähren, wo sonst we-

nig andre Gewächse gedeihen, mithin diese Menschen sich in die Nothwendigkeit versetzt sähen, entweder halb zu verhungern, oder ihre Wohnsitze zu verlassen, um sich anders wo ihren Unterhalt zu verschaffen. Und nie ist ihr Anbau auch besser geglückt als in jenen sandigten unfruchtbaren Gegenden, indem diese just ihrer Natur angemessen sind.

Ihre Erzeugung geschieht auf einem doppelten Wege: entweder durch das Stecken ganzer oder in einzelner Stücken geschnittener Kartoffeln, oder durch das Säen des Saamens. Da die erste Art ihrer Erzeugung zu bekannt ist, so wollen wir nur die zweite, noch nicht hinlänglich bekannte, hier anführen. —

Wir brechen in dieser Absicht die Saamenäpfel von den Stengeln ab, sobald sie etwas weich zu werden anfangen, und lassen sie nachher an der Sonne liegen, bis sie ganz weiß sind. Wir zerdrücken sie darauf in einem Gefäße, spülen den Saamen im Wasser so lange, bis die Haut und das Schleimige sich abgesondert hat, und die Saamenkörner allein auf dem Grunde liegen. Wir werfen sodann den Unrath heraus, gießen das Wasser ab schütten die Körner auf ein reines Tuch, reiben sie mit dem übergeschlagenen Tuche meist so lange, bis sie trocken sind, und legen sie darauf ausgebreitet an die freie Luft, damit sie völlig trocken werden. Der Saame selbst ist von dem, in kleinen, schwarzen

Beeren wachsenden Saamen, des in den Gärten als Unkraut bekannten gemeinen Nachtschatten (Solanum nigrum vulgare L.) in weiter nichts unterschieden, als daß er etwas länglicher ist. Oft fallen selbst auf den Acker solche Saamenbeeren ab, die Körner fallen in die Erde, stehen unsre Kälte aus, und gehen im Frühjahre auf. Indessen haben wir doch da die Pflanze ohnehin bei uns abstirbt, nicht nöthig, den Saamen eher in die Erde zu bringen, als im Frühlinge, zu Ende des Monats April oder zu Anfange des May's. Wir säen denselben auf ein gutgedüngtes und wohlzugerichtetes Beet, und müssen den Dünger, wo möglich, schon im Herbste unter die Erde gebracht haben. Den Saamen müssen wir tief unterbringen, z. B. tiefen, als der vom Sellerie u. s. w. auch muß er lieber dünn, als dicke gesäet werden. Wir hacken, oder häusen fleißig die Erde an den aufgekeimten Pflanzen auf, damit die Wurzel länger und stärker werde. Sind die Pflanzen schon zu einer dreizolligen Größe gelanget, so verpflanzen wir sie weiter auf ein andres zubereitetes Land eine halbe Elle aus einander, damit sie sich im Wachsthum einander nicht hinderlich seyn. Uibrigens aber warten wir sie wie die Setzkartoffeln. Wenn wir diese Methode die Kartoffeln zu säen wählen, so erhalten wir schon im ersten Jahre Kartoffeln von der Größe eines Taubeneies. Unterlassen wir aber das Verpflanzen, so ärnten wir nur kleine Früchte, die die Mühe nicht belohnen.

Solche gesäete Kartoffeln bringen zuweilen ganz neue Gattungen hervor, werden im zweiten und dritten Jahre immer schöner, und können vierzehn Jahre durch als Setzkartoffeln gebraucht werden, ohne sonderlich auszuarten.

No. 114.

Zeitigen Blumenkohl zu erzeigen.

Hierbei müssen wir folgende Punkte sorgfältig beobachten. Erstlich, müssen wir genau wissen, daß der Saame gut sey; Zweitens, dürfen wir den Blumenkohl nicht eher als in der Mitte des Augusts säen; Drittens, müssen wir ihn auf ein Beet säen, das mehr Sonne als Schatten hat; Viertens, darf das Beet nicht zu fett, sondern muß vielmehr mager seyn. Es darf auch nicht mit Miste gedüngt werden, besser ist es, wenn es ein Beet ist, auf dem Hülsenfrüchte gestanden haben; Fünftens, dürfen wir nicht zu dicke säen, und müssen von Zeit zu Zeit begießen, um das Aufkeimen der Frucht, und deren Wachsthum zu befördern, den jungen Pflanzen Luft zu machen, und, so es nöthig ist, sie jäten. Sechstens; nach Michael, gegen dem Monat October, versetzen wir die Pflanzen in trocknes Erdreich, das lange mit Mist gedünget ist, an der

Sonne liegt, und dem Einblasen des Nord- und Ostwindes offen steht, graben es um, und machen es derb; Siebendens, wenn man die Pflanzen stecken will, muß man sie bis an das Herz in die Erde scharren, jeder zwei Fuß weit von einander, reihenweise, so daß nur drei Reihen auf das Beet kommen; Achtens, anjedem Orte, wo eine Pflanze stehen soll, müssen wir sie drei Fuß und einige Zolle weit von einander im Triangel setzen; Neuntens, wenn wir die Pflanze eingesetzt haben, müssen mir sie etwas befeuchten; Zehntens, die jungen Pflanzen müssen wir zum spätesten, gegen Ende des Monats Oktober einlegen; Eilftens, ist es nöthig sie nicht allein mit der größten Behutsamkeit aus der Erde zu nehmen, sondern wir müssen auch die Wurzeln ein wenig beschneiden; Zwölftens, damit wir auch etwas im Vorrathe behalten, um die Pflanzen so im Winter ausgehen, wieder zu ersetzen, so verpflanzen wir die übrigen Stücke des Mistbeets, in ein Gartenbeet, eins so weit, wie das andere; Dreizehntens, giebt es Stämme, die sich gleich vom Monat März oder April, ehe noch die Blätter heraus sind, zeigen, bei diesen ist nun weiter nichts zu thun, als daß wir sie beschneiden ehe sie aufschießen, und sie wieder einsetzen; Vierzehntens, ist der Monat Merz die beste Zeit, die im Winter verdorbenen Stämme wieder zu ersetzen; Funfzehntens müssen wir, sobald der Winter vorbei ist, und die Witterung es erlaubt, die

Erde etwas aufreißen, sowohl um das Wachsthum schädlicher Kräuter zu verhindern, als auch die durch die üble Witterung festgedrückte Erde wieder in Stand zu setzen; Sechzehntens die Stämme, die sich nicht eher wieder zeigen, als wenn die Pflanze gegen die Hälfte des Maies die nöthigen Blätter treibt, geben im Monat Mai und Junius den besten Blumenkohl, die aber, welche sich nicht eher zeigen, bis gegen die Mitte des Junius kommen zum Theil zu frühzeitig wegen der großen Hitze. Um nun also weder zu zeitige, noch zu späte Früchte zu bekommen, müssen wir darauf sehen, daß wir, im Falle sie noch nicht genug ausgeschossen wären, um die Größe eines halben Fusses im Umfange zu haben, der Kreis sich nicht theilet, die Blume abschneiden; Siebzehntens, damit die Sommerfrüchte nicht zu sehr wachsen, oder gelb werden, müssen wir sie vor der Sonne zu bewahren suchen, und mit einem leichten Bande niedrig halten; Achtzehntens, wenn wir die Früchte nicht sogleich genießen wollen, so müssen wir sie mit Blättern und Wurzeln ausreißen, und sie in Keller aufbewahren, und sie mit zusammengebundnen Blättern in Sand setzen.

No. 115.

Färberröthe zu pflanzen.

Da dieses Produkt in gewissen Distrikten für die Landleute ein sehr erheblicher Nahrungszweig ist, und oft bei der Pflanzung desselbeu große Fehler gemacht werden, so wollen wir hier die Methode lehren, wie man dabei am besten zu Werke gehen müsse. Das Feld worinn wir Färberröthe pflanzen wollen, muß lockere und feuchte Erde enthalten, und im Spätjahre, dann in dem darauf folgenden Frühjahre wieder gepflüget und geeget werden, damit die Erde ja recht klein und locker werde.

Wir machen sodann die Beete einen Schuh hoch, und legen die jungen Sprößlinge von ein- oder zweijähriger Krapwurzel, drei Zolle tief unter die Erdfläche, desgleichen lößen wir auch die Seitenwurzel der alten Stammwurzel ganz sachte ab, und setzen selbe in einen Korb mit Erde ein.

Diese jungen Sprößlinge werden von uns so in die Erde gesetzt, daß sie einen Fuß weit von einander abstehen. Fällt sodann während der Versetzung dürre oder heiße Witterung ein, so müssen wir selbe begießen, setzen wir selbe aber gleich nach dem Regen ein, so sind wir des Begießens überhoben. Wenn die Blätter verdorret sind, so werden die Furgen ausgeschlagen, das

ist, die Erde wird auf die Beete geworfen, so daß sie sie gänzlich bedecket.

Diejenigen Wurzeln hingegen, so drei oder zwei Jahre alt sind, und die Stärke eines Schwanenkiels erlanget haben, werden wir herausnehmen, und ins Trockenhauß bringen, oder selbe in einen Backofen dürren. Wenn sie gänzlich ausgetrocknet sind, bringen wir sie in eine Scheune, damit daselbst die Erde, und äußre Schaale welche keine gute Farbe giebt, abgedroschen werde, und ganz hinwegkomme. Wenn nun selbe abgedroschen worden, bringen wir sie in das Stampfhauß, und nehmen unter währendem Stampfen das Gröbere hinweg, welches dann ein geringeres Sortiment von Farbe giebt, da hingegen der innere Theil mehr und beßere Farbe in sich enthält. —

No. 116.

Allerlei Blumen frühzeitig hervorzubringen.

Wir machen uns zu Ausgang des Monats Septemper eine mit Kalk vermischte Erde, und setzen sie in ein irdenes Geschirr. Nach Verlauf einiger Tage besprengen wir diese Erde täglich zweimal mit warmen Wasser, und säen oder pflanzen darein Blumen von verschiedenen Gattungen, die uns nur beliebig sind. Bei kalter, rauher Luft,

Wind und Wetter setzen wir die Aesche ins Trockne, besonders dürfen wir selbe die Nacht hindurch nie der Luft aussetzen. Bei Anfange des Frühlings, setzen wir selbe sodann an die Luft und Sonne, und sobald die Blume in Knospen hervorbricht, spritzen wir frisches, warmes Wasser darauf, weil diese auf unsre Art zugerichtete Erde erfordert, daß wir sie oft, doch nicht zu sehr auf einmal, anfeuchten. Auf diese Art erziehen wir vor andern frühzeitige Blumen. Desgleichen können wir nun auch auf diese Methode, früh und späte im Jahre Blumen verschaffen, wenn die Zwiebeln oder Pflanzen derselbigen, einige vier, andre acht, zehn, bis zwölf Zolle tief in die Erde gebracht werden, und wir werden stets, wenn deren einige verblühet seyn, andre wieder nachkommen sehen.

No. 117.

Frühzeitige Blumen zu erzeugen.

Wir bedienten uns hierzu Salmiack, dessen wir ungefehr einer Wällschen Nuß groß in einem Maaß Wasser auflößten, füllten gegen den Monat September ein Gefäß mit guter feiner Erde an, und pflanzten den Saamen von Blumen oder Zwiebeln darein. Wir begossen den Saamen mit erwähntem Salmiackwasser, und setzten die Ge-

fässe oder Aesche auf warme Stätten. Gegen Weihnachten zu erhielten wir Blumen.

No. 118.

Den Blumen einen andern, als ihren eigentlichen Geruch zu geben.

Wir weichten zu diesem Zwecke Hammelmist in Essig, mischten darein Bisam, Ambra, Zimmtnäglein u. d. gl. In diesen Saft thaten wir die Pflanzen oder Sämereien, ließen sie etliche Tage durch wohl durchweichen, pflanzten und säeten solche in gute Erde, und begossen sie hernach öfters mit dieser Mischung und Wasser. Diejenigen Blumen, welche wir mittelst dieser Methode erzeugten, hatten den angenehmsten Geruch, besonders in Zimmern.

No. 119.

Die Blumen auch im Winter wachsend zu machen, und ihre Früchte ein ganzes Jahr hindurch zu erhalten.

Wir hüben die Blumen im Frühjahr sammt der Wurzel aus der Erde, just zu der Zeit, wenn die

Knospen anfangen zu treiben, ließen sie an der Wurzel, sezten sie den Sommer durch in einem Geschirr in den Keller, thaten zu Michael mehrere Erde in das Geschirr und stellten selbes in ein warmes Zimmer. Wir begossen die Blumen oft mit Regenwasser worinnen Salmiak aufgelößt war, und nahmen zu jedem Blumenstocke besonders ungefehr einer Wällschen Nuß groß Salmiak. Wir erzwangen durch diese Methode, daß die Blüthen gegen Fastnachten zu hervorkamen. Auch setzten wir zuweilen Blumen sammt den Knospen in den Keller vom Frühjahre an, bedeckten sie mit Sande, und brachten selbe erst zu Michael in ein Geschirr mit Erde. Wir begossen sie sodann fleißig mit erwähntem Salmiakwasser, so bekamen wir zu Weihnachten Blumen z. B. Tulpen, Nelken, Lilien, welche am besten folgten. Doch mußten wir die Vorsicht gebrauchen, die Gefäße nicht bei rauher Witterung und kaltem Winde, sondern nur bei schönen, warmen Tagen, der Luft auszustellen.

No. 120.

Den Blumen verschiedene Farben zu geben.

Wir trockneten uns eine fette Erde an der Sonne, füllten solche in einen Topf, und begossen selbige wohl drei bis vier Wochen mit allerlei gefärbten

Wassern. Darauf pflanzten wir die Saamenzwiebeln, oder selbst schon Blumen hinein, und so trugen die Blumen alle dergleichen Farben, als die waren, mit denen wir das Wasser zuvor gefärbt, und die Erde begossen hatten. Oft bedienten wir uns auch verschiedener Blumenpflanzen, oder der Körner und Saamen von allerlei Arten und Farben, brachten solche in ein Röhrlein, bedeckten dieses mit feiner, fetter Erde und Mist, wodurch wir so viel bewürkten, daß sie wurzelten, und sich zu einem Stamme vereinigten, und zu seiner Zeit dem Auge des Liebhabers ein schönes Kolorit darstellten.

Wenn wir einen Blumenstock von verschiedenen Farben haben wollten, so bohrten wir in einen Stamm desselben, welcher unverwelkte Aeste hatte, ein Loch, bis auf das Mark, mischten verschiedene Farben untereinander, versetzten sie in diese Oefnung, und verklebten diese mit unserm Baumwachse, oder Kühmiste. Der Stock brachte uns zu seiner Zeit eben dergleichen Kouleuren an den Blumen hervor, als die Farben waren, die wir ihm beigebracht hatten.

No. 121.

Die Farben an den Blumen zu verändern.

Wir begossen die Blumen, so oft wir deren Farben verändert sehen wollten, einmal um das andre mit gefärbtem Wasser. Wollten wir z. B. die Farben roth färben, so kochten wir Rothholz, Fernambuck, welches zweierlei Roth giebt. Zur braunen Kouleur um eine Veränderung zu haben, sotten wir Braun- und zur schwarzen Kouleur, Blauholz, mit Victriol, Gallus und Alaune; zu Grün hingegen nahmen wir Kreuzbeeren; zu gelber Farbe, Gelbholz, auch unreife Kreuzbeeren, und so bereiteten wir, je nach dem es uns gefiel, dergleichen Farben mehr. Wir begossen nun die Erde mit diesen gefärbten Wassern, mittelst eines durchlöcherten Trichters, oder Gießkanne, — es versteht sich aber, wenn das Wasser erkaltet war, — des Morgens und Abends, und darauf allemal mit gemeinem Wasser. Die Erde aber deren wir uns hierzu bedienen, muß, wie wir schon erwähnt haben, von fetter Art, und zuvor durch die Sonnenhitze wohl ausgedorret seyn, ehe wir sie mit diesen gefärbten Wassern begießen dürfen. Diejenigen Blumen also, die verschiedene, oder veränderte Farben erhalten sollen, begießen wir allezeit des Abends und Morgens mit einem uns beliebigen, gefärbten Wasser, bis wir ganz durch sind, so werden selbige nach

gehöriger Observanz recht bundschäckig, und die, welche nur einfärbig, z. B. die, welche Blau waren und Grün werden sollten, begossen wir mit einerlei Wasser und sie veränderten sich in kurzem, vom Blauen ins Grüne, wenn wir nur allezeit nach der obenerwähnten Methode verfahren.

No. 122.

Ein schwimmendes Blumeubeet

werden wir uns auf folgende Art bereiten:

Wir machen uns von zarten Stäbchen, oder Ruthen von Weiden, ein ganz lockeres Geflecht, dem wir nach unserm Belieben eine lange, runde oder viereckigte Figur geben. Wir setzen auf jede Oeffnung dieses Geflechtes eine Zwiebel, von so vielerley Blumen, als wir haben wollen, und legen es darauf auf einen Teich. Auf diese Art werden wir ein mit lieblichen Farben spielendes Blumenstück erziehen können, welches wir hernach befestigen, oder schwimmen lassen.

No. 123.

Grüne und gelbe Rosen zu erzeugen.

Wenn wir gerne eine oder die andre Kouleur auf unsrer Blumenflur haben wollen, so pflan-

zen wir eine Strohpalme neben einen Rosenstock, und wenn diese Wurzel geschlagen hat, so spalten wir einen geraden Stock mitten von einander, und bringen in den gespaltenen Stock einen Stengel vom Rosenbusche, bis auf das lezte Auge geschickt hinein, doch so, daß es auf der andern Seite durchgehe. Wenn das Auge des Rosenstocks seinen Trieb gethan hat, so schneiden wir ihn auf den andern Seiten ab. Die Rosen, die davon kommen, sind grün, und eben so schön vom Geruch und Ansehn, als die gewöhnlichen Rosen.

Zum Erzeugen gelber Rosen, pflanzen wir Pfriem- oder Pfingstkraut, und verfahren ganz auf die erste Weise, und wir ethalten gelbe Rosen von eben so schöner Art als die grünen.

No. 124.
Auf einem Stengel verschiedene Blumen zu fingiren.

Wir nehmen zu diesem Ende von einer, oder von verschiedenen Gattungen Blumen, und zwar von jeder Kouleur einen Stengel, schneiden sie unten auf der einen Seiten auf, spalten sie wo sie zusammen gesetzt werden auf, und binden sie sodann mit einem Laubblatte unten zusammen.

Wir nehmen ferner ein Rohr von Schilf, welches einen Daumen dicke, und fünf Male so lang ist, spalten es, nehmen das Mark heraus, und binden es daran zusammen. In dieses Rohr setzen wir die zusammengesetzten Blumen, und pflanzen sie in die Erde, so daß das Rohr in der Erde, stehe, und die Blumen zwei Zoll hoch über die Erde hervorragen. Der Saft der zusammengebundenen Früchte wird sich so zu einen Stocke verbinden, und werden allerlei Sorten von Blumen an einem solchen Stocke zu sehen seyn.

No. 125.

Haß und Liebe der Gewächse gegen einander.

Immer ist es zu bewundern, daß in den vegetabilischen Reiche eben so wohl als in dem animalischen, Liebe und Haß statt findet. Den Ursachen dieser Erscheinung wollen wir hier nicht weiter nachspüren, weil dieß unserm Zwecke entgegen seyn würde. Als bloße Dilettanten der Gartenkunst wollen wir hier nur die Bemerkungen anführen, die wir dabei gemacht haben:

Wir sahen auf unsern Reisen in Italien, daß die Oehlbäume, wenn sie in einem Zirkel zusammen, stunden, freudig wuchsen, und überaus viel Früchte brachten, standen sie hingegen einzeln hier und da zerstreut, so waren sie gemeiniglich traurig und unfruchtbar.

Der Weinstock liebet den Kirschbaum, und hat ihn gern zu seinem Nachbar; der Feigenbaum liebet und duldet gern den Rautenstock, weil dieser ihn wider alle giftige Thiere und alles Ungeziefer überhaupt schützet, die dem Feigenbaume wegen seiner Süssigkeit gern eine Visitte machen, den Rautenstrauch hingegen fliehen.

In Italien stehen viele Rautensträucher an den Feigenbäumen zu ihrer Beschirmung, auch sind sogar die Plätze, wo viele Feigenbäume stehen, mit Rauten umzingelt. Salbei und Rosmarin lieben einander, und wenn man die Beete, wo Rosmarin stehet mit Salbei einfasset, so wachsen beide Pflanzen freudig und keck. Man pfleget sich auch die Hände stark mit Salbei zu reiben. Spargel liebet das Rohr ausserordentlich. Wollen wir davon einen Versuch machen, so nehwir Erde aus jenen morastigen Gegenden, wo Rohr zu wachsen pfleget, bereiten das Land damit, pflanzen Spargel darein, und würden wir das Land, wenn es sumpfigt genug wäre, auch mit Rohre einfassen können, so würden wir den besten Spargel ziehen. Diese Methode haben wir in den Niederlanden, wo man unstreitig den größten und schönsten Spargel zieht, erlernet, und nach angestellten Versuchen als gut befunden.

Pommeranzen- und Zitronenbäume, sahen wir gemeiniglich unter ihren Lieblingen den Myrthen- Cypressen- und Lorbeerbäumen an anmu-

thigsten wachsen, und weit herrlichere Früchte tragen, als wenn sie alleine standen.

Auch haben wir den Versuch gemacht, und die dürren Zweige von Myrthen- Cypressen- und Lorbeerbäumen zu Asche gebrannt, solche mit Hühner- und Taubenmist vermengt, und den Zitronen- und Pommeranzenbäumen an die Wurzel geleget, welches einen herrlichen Effekt that.

Nachdem wir die Liebe der Gewächse gegen einander, geschildert haben, wollen wir nun auch etwas weniges von der Feindschaft und Haß derselben sagen.

Der Weinstock kann den Ulmenbaum nicht ausstehen, es wäre denn, daß man demselben Weinstein um die Wurzel streute, wodurch er fruchtbar gemacht wird.

Der Lupinus, wenn man ihn bei dem Weinstock säet, bewürkt vielen, und schmackhaften Wein. Den Rettigsaamen unter Dattelbäume gesäet, erzeugt eine besondre Fruchtbarkeit. Die Lilie pfleget man gemeiniglich zu der Rose zu pflanzen, weil man gefunden, daß selbige weit besser fortkommt, und überdieß noch einen vortreflichen Geruch erhält. Der Ahornbaum gesellt sich gern zum Feigenbaum, und man kann ihn sogar auf jenen pflanzen. Kastanienbäume lieben die Maulbeerbäume, und wachsen noch einmal so gut, wenn sie beisammen stehen. Birnenzweige, wenn man sie auf Mandel oder Maulbeerstämme pflan-

zet, wachsen vortreflich, und bringen reichliche Früchte. Der Nußbaum verträgt sich mit keinem Baume auser dem Hagapfelbaume. Der Lorbeerbaum verträgt sich gern mit Pflaumen- und Kirschbäumen. Der Feigenbaum liebt sein Weibchen, und würde ohne selbes seine Frucht nicht zur Reife bringen, sondern vor der gehörigen Zeit abfallen lassen. Die Tannenschwämme wachsen ungemein, wenn man sie an den Cederbaume pflanzet. Unter Engelsüß ist dasjenige am besten, welches an Eichbäumen wächset. Der Kohl ist dem Weinstocke ganz zuwider, welches wir sogar an einem Betrunkenen abnehmen können, daß derselbe, wenn er sich im Wein ganz sinnlos getrunken nur Kohl essen darf, so wird er wieder zu Verstande kommen. Dem Kohle ist der Cyclamen zuwider, und wird, wenn er nahe an selben gepflanzet ist, trauren und endlich verdorren: Die Gurken sind dem Oelbaume, und der Oelbaum dem Eichbaume gänzlich entgegen, so daß einer von beiden, wenn sie nahe beisammen stånden, ohnfehlbar verderben müßte. Der Lorbeerbaum und Weinstock vertragen sich gar nicht zusammen, und würde der Weinstock, so bald man ihn zu jenem pflanzte, gar nicht wachsen und aufkommen. Schierlingskraut zu einem Weinstocke gepflanzet, wird gleich welk werden. Sonderbar ist es immer, daß der Wein ein sichres Mittel wider dieses Gift ist. Wenn Jemand von diesem Kraute etwas zu sich genommen hätte, so darf er nur Wein, entweder blos, oder mit Schirling nachtrinken, so wird

solches auf eine fast unglaubliche Weise gegen das Gift würken. Alrauen scheuen den Weinstock, und Kolloquinten sind allen Kräutern schädlich, und verursachen jedem eine Bitterkeit. Und so giebt es noch unzählige Gewächse, welche alle anzuführen uns allein Stoff genug zu einem ganz eignen Buche darreichen würden, die sich einander theils lieben theils hassen.

No. 126.

Erdflöhe zu vertreiben.

Nicht an unschicklichem Orte wird es stehen, wenn wir nun auch etwas von den Gartenfeinden anführen. Eine Art derselben sind in der obigen Uiberschrift dieses Stücks zu sehen. Diese zu vertilgen würden wir auf folgende Methode zu Werke gehen. Wir würden nämlich den Ruß aus dem Schornsteine zerreiben, und in das Wasser einrühren, mit dem wir die Erde, wo sich deren aufzuhalten pflegen, begießen. Wäre die Erde schon mit reinem Fluß- oder Quellwasser begossen, so würden wir das schwarzgefärbte Wasser nachgießen, oder darüber spritzen, und es werden die Thierchen, wenn man nur zwei Abende so continuirt, alle verschwinden.

No. 127.

Zu verhindern, daß die Ameisen nicht auf die Bäume laufen.

Man pulverisire Holzkohle, mache selbe mit Leimwasser an, und grabe sich rings um den Baum einen Ringel, einer Querhand breit, und fülle demselben damit dicke an, oder gieße dieses Wasser ungefähr einer Querenhand breit rings um den Baum, und bestreue dann diese angefeuchtete Erde dick mit erwähntem Kohlenpulver, so werden die Ameisen die Bäume verschonen, diejenigen aber, so bereits schon oben sind, umkommen.

No. 128.

Mittel wider Ratten und Mäuse.

Solche zu vertilgen, werden wir dadurch bewirken, wenn wir Tabackskraut im Wasser sieden, und die Felder, Wiesen, Keller und Gemächer, wiederholt damit besprengen. Desgleichen können wir sie auch vertreiben, wenn wir Theer und Vogelleim vermengen, und diese Mischung in ihre Aufenthaltsörter schmieren, welches sie durchaus nicht vertragen können; sie weichen in dem Augenblicke. Wenn wir gesiebte Asche aufstreuen, so

entfernen sie sich auch, und streuen wir davon auf das Bettstroh, so werden diese Thierchen nie ins Bett kommen.

No. 129.

Maulwürfe zu vertreiben.

Wir kochen nach Belieben ein auch zwei Maas Erbsen, in recht saurem Essige, und wenn solche einige Zeit durch, stark gekochet haben, thun wir sie in einen neuen, nicht zu tiefen Hafen. Wir setzen diesen an jenen Ort, wo sich viele Maulwürfe spüren lassen, und bedecken den Topf mit Wasen oder Gras, doch so, daß keine Erde oder Gras auf die Erbsen fallen könne. Wir suchen dann ein Pfund Dachsschmalz uns zu verschaffen, holen uns Zuckerwurzel, trocknen selbe, und stoßen sie zu einen feinen Pulver, und vermischten sie sodann mit Dachsfett. Wir bohren ferner in die gelben Rüben Löcher, und füllen oder bestreichen solche mit erwähntem Dachsfette. Wir suchen die Laufgänge der Maulwürfe auf, und stecken diese gefüllten oder beschmierten Rüben nicht weit von den eingegrabenen Erbsen, doch so, daß weder an das vergrabene, oder beschmierte Dachsfett Erde kommen möge. Da nun die Erbsen diesen Thierchen eine angenehme Witterung verursachen, so suchen sie solche alsbald auf, und lecken

davon, worauf sie ganz toll und wüthend aus ihren Löchern laufen, und frische Luft suchen. Einige laufen auch dann nach dem Geruche der Zuckerwurzel, und lecken ebenfalls davon, worauf sie weit toller werden, und vor grossen Schmerzen aus ihren Löchern jedem in die Hände laufen, so, daß man sie todtschlagen kann, oder sie sterben und verlieren sich, so, daß man nicht weis wo sie hingekommen sind.

No. 130.

Mittel wider die Fliegen.

Wir bereiten uns aus einem Lothe Honig, einem halben Quentchen versüßten Quecksilber, welches beides wir wohl vermischen, eine Essenz, und bestreichen damit nur die Oberfläche einiger Untertassen oder Koffeeschaalen. Wir setzen solche in verschiedene Ecken des Zimmers, die Fliegen eilen begierig dieser giftigen Süßigkeit zu, und bleiben todt dabei liegen.

No. 131.

Noch ein Mittel wider die Erdflöhe.

Wir nehmen drei Pfund Saamen, den wir auszusäen gedenken, eine Unze Schwefelblumen, und mischen beides wohl durch einander. Wir lassen diese Mischung vier und zwanzig Stunden stehen, mischen abermal eine Unze Schwefelblumen dazu, lassen es noch vier und zwanzig Stunden stehen, und wiederholen diese Mischung zum dritten- und letztenmal so, daß binnen dreimal vier und zwanzig Stunden, zu jedem Pfunde Saamen eine Unze Schwefelblumen kommen, welche Mischung wir in einem wohlverwahrten Gefäße aufheben, und am vierten Tage aussäen. Wir werden dann weder Erdflöhe noch andre Insekten darauf kommen sehen. Auch ist für Erdflöhe und Erdmäuse die Aufstreuung des Gipses gut, wenn solche gleich vor, oder nach einem Regen geschiehet.

No. 132.

Allerlei schöne Nelken aus dem Saamen zu erziehen, und was dabei zu beobachten.

Die Nelken lassen sich, gleich mehrern andern Gewächsen, auf zwiefache Art, sowohl durch Ab-

leger, als durch den Saamen vermehren. Die letztere Art, von der wir hier sprechen, belohnt den Blumenfreund nicht selten mit den herrlichsten und seltensten Blumen, wenn er sich nur darauf versteht, guten Saamen zu gewinnen, und die daraus erzogenen Pflanzen gehörig zu behandeln. Bei der Wahl einer Mutternelke muß man vorzüglich darauf sehen, daß sie weder einfach noch einfarbig sey. Indessen kommt es keineswegs auf die Größe und Schönheit der Mutterblume an, um den Saamen zu vortreflichen Kindern zu erziehen, die kleinen und inkarnaten Pikotten oder Pikott-Bisarden *) sind immer die besten. Sie tragen alle Jahr Saamen, — welches die großen Blumen nicht thun, — und geben junge Nelken von allerlei Farben. Auch von kleinen, gelben Blumen mit schönen inkarnaten Streifen, kriegt man gewiß nicht lauter gelbe, sondern auch violette und inkarnate.

*) Pikotten nennt der Blumist diejenigen Nelken, welche zwo Farben haben, und fein gestreift sind; die aber, welche breite Streifen haben und in denselben gesprenkelt sind, werden Bisarden genennt. Pikott-Bisarden sind hingegen die mit schmalen Streifen gezeichneten Nelken, welche drei, auch wohl vier Farben haben.

Will man den Saamen rein erhalten, so muß man die Mutternelke während ihrer Blühzeit nicht unter andern stehen lassen, damit sie nicht von dem Blumenstaube der benachbarten Nelken befeuchtet werde. Sie darf ferner nicht dem Regen ausgesetzt bleiben, sondern muß unter ein Obdach gestellt werden, wohin aber viele Sonne, ohngefähr von Morgens bis zu Mittage, kommen kann. Wenn es in die Blumen regnet, so setzt sie keinen Saamen an. Dagegen muß man die Stöcke alle Abende sorgfältig begießen, ohne sie jedoch zu überschwemmen, oder man setzt sie lieber in Säuger, welche beständig voller Wasser sind. Um den Saamen recht vollkommen zu erhalten, bricht man die schwachen Blüthspindeln ab, und läßt nur wenige und die stärksten blühen. Den schwarzbraunen, reifen Saamen läßt man in den aufgesprungenen Kapseln, die man bis zum folgenden Frühjahre an einem trocknen Orte, in einer Schachtel aufbewahrt. Ihn des Winters hindurch in einer warmen Stube zu halten, ist nicht rathsam, weil er zu sehr austrocknen würde.

Es ist jedoch nicht hinreichend guten Saamen erzogen zu haben, man muß auch für die, diesem Gewächsen zuträgliche Erde sorgen, denen man dieselben anvertraue. Ein gar zu fettes Erdreich ist nichts nütze; ein mageres und mit Sande vermischtes das beste. Man kann es sich aus zwei Theilen durchgesiebter, schwarzer Gar-

ten, oder Wiesenerde und einem Theile von der oben bereits erwähnten, recht verfaulten und ebenfalls durchgesiebten Misterde bereiten; wenn man ein Drittheil Triebsand hinzumischet.

Mit dieser Erde füllt man im Monat April einen Kasten, und säet den Nelkensaamen darein. Früher zu säen ist wegen der harten Luft und einfallenden Nachtfröste nachtheilig; noch schädlicher aber ist es, wenn man den Saamen in die Mistbeete streut. Eben so wenig darf man ihn zu dichte aussäen, weil sich hernach die Pflanzen im Wachsthume hindern. Sind sie eines Fingers lang gewachsen, so setzet man sie ins Land, in darzu bereite Beete, jede einen Fuß weit auseinander, und läßt sie da stehen.

Hat man diese Behandlungsart der Nelken sorgfältig beobachtet, so wird die aufgewandte Mühe im folgenden Jahre gewiß durch manche schöne Blume belohnt werden. Die einfachen und schlechten Arten reißt man dazwischen weg, um den guten Platz zu machen. Die guten läßt man entweder im Lande stehen und leget sie darinnen ab, oder man hebt sie mit einem Heber aus, und bringt sie zum Ablegen in die Blumentöpfe.

Diejenigen Nelken, welche in Töpfen stehen, und darinn überwintert werden sollen, lassen

wir gegen den Winter, ehe wir sie in die Gebäude bringen, recht abtrocknen, und wählen zu deren Aufbewahrung ein luftiges, doch nicht zu kaltes Gemach. Wir begießen sie nun nach Nothdurft, doch ohne Berührung des Stockes und Laubes mit lauhwarmem Wasser. Ist schon Schnee vorhanden, so legen wir ein wenig um den Rand des Gefäßes herum, damit nur die Feuchtigkeit desselben zu der Wurzel ziehe. In dumpfigten Kellern thun sie niemals gut, denn sie bekommen darinnen leicht Schimmel, und wenn wir ihnen denselben nicht in Zeiten abnehmen, so verderben sie gänzlich. Da einem Nelkenstocke die Kälte besser, als die Wärme, zu statten kommt, so werden wir auch darauf Rücksicht nehmen, daß sie in einem dazu passenden, nicht zu kalten, auch nicht zu warmen, Gemache aufgestellet werden. Wir haben gefunden, daß, wenn sie auch je zuweilen in den Gemächern frohren, es ihnen doch besser, als die Wärme, zu statten kam, und zeigte sich mehrmalen, daß sie bei starker Wärme auswuchsen, weil solche der Wurzel alle Kräfte benimmt, und sie im Gegentheil, wenn sie ein wenig frieren, viel härter und dauerhafter werden.

Wir öfnen und lüften im Winter, wie natürlich, die Gemächer, wenn die Witterung leidlich ist, damit sie frische Luft bekommen. Zur Frühlingszeit bringen wir sie nicht auf einmal, sondern nur nach und nach in freie Luft, damit sie sich an dieselbe besser gewöhnen.

Wollen wir im späten Herbste, sogar im Winter, Nelken blühend haben, so schneiden wir im Frühlinge dem Stocke alle Stengel ab, welche aufschießen wollen; dadurch schießen, gegen den Herbst zu, die neuen wieder auf, und bringen alsdann, bis in den Winter, ihre Blumen.

Wenn ein Nelkenstock bereits vier Jahre alt ist, so werden wir am besten thun, daß wir ihn, wenn er von guter Art ist, ins Land setzen, und alle junge Aussprößlinge, so viel auch deren daran seyn mögen, abnehmen, so bekommen wir wieder schöne junge Stöcke. Im Sommer begießen wir sie zwar, aber doch nicht überflüssig, und bedienen uns hierzu des Wassers aus einem Teiche oder Graben, und legen in das Wasser, womit wir begießen, vorhero Schaaf- oder Taubenmist. Wenn anhaltendes Regenwetter einfallen sollte, so bringen wir sie so lange, bis die wohlthätige Sonne wieder ihre Strahlen wirft, unter trocknes Obdach. Wir vergessen auch nicht, die Erde fleißig aufzulüften, und derselben öfters neue beizufügen.

No. 133.

Erde, welche bei dem Nelkenbau erfordert wird.

Da wir im letzten Stücke davon Erwähnung gethan haben, wie man die Nelken aus ihrem eig-

nen Saamen erzeugen könne, so glauben wir den Nelkenfreunden, die doch bei weitem die größere Zahl unter den Blumisten ausmachen, damit kein unangenehmes Geschenk zu machen, wenn wir in den folgenden Stücken unsrer Abhandlungen etwas ausführlicher von dem Nelkenbau reden werden da ihnen doch vielleicht noch manches in der Behandlungsart derselben entweder dunkel, oder unbekannt seyn wird. Wir sprechen zuerst noch etwas umständlicher von der Erde, die man beim Nelkenbau nöthig hat.

Es ist bekannt, daß die Erde das nöthigste Erforderniß ist, wenn man gute Nelken pflanzen und fortbringen will. Eine gar zu fette, leichte, zu feuchte und zu trockne Erde ist ganz zu vermeiden. Die fette Erde ist deshalb durchaus schädlich, weil selbige, so bald sie die Sonne beschienen hat, hart wird, die Wurzel gleichsam einschließet, und ihr die Ausdehnung und Ausbreitung im Asche oder Scherbel benimmt. Uiberdieß verdirbt eine allzufette Erde alle Blumen, und erzeugt öfters noch zwei unangenehme Erscheinungen, erstlich verdirbt sie der Nelke den Kopf, zweitens bewürkt sie das Hervorkommen der Würmer. Eine solche, weiße Erde nennt man den weißen Leimen oder Töperthon. Nicht aber ist damit jener fette schwarze Sand, der auf den Wiesen, und an den Flüssen und Bächen gefunden wird, zu verwechseln.

Allzu leichte Erde taugt hingegen gar nichts, denn wo jene, die fette Erde nämlich, zu viel Nahrung giebt, so bewürkt diese hinwiederum zu wenig. Wenn wir die Nelke z. B. in lauter Pferdemist setzen wollten, so würden wir eben so thöricht handeln, als wenn wir sie in allzu fetten Kühmist pflanzten. Es würden dahero, wenn man sich allzuleichter Erde bediente, diese üblen Folgen entstehen, daß die Stengel sehr mager, die Einschläge oder Einschnitte ohne Kraft, das Knöpfchen sehr klein, und dessen Blume sehr gering ausfallen würden.

Die allzufeuchte Erde und der pure Kuhmist ist auch schädlich, weil derselbe feucht und kalt ist. Die trockne Erde ist auch zur Pflanzung der Blumen und Nelken untauglich, dahin gehöret z. B. die sandige Erde, der Gassenkoth, die leimigte und purpurgelbe Erde. Wir werden alle die vorerwähnten Erden bei Pflanzung der Nelken meiden, und uns die unsrige auf folgende Art bereiten:

Zu Leibfarbenen Nelken ist eine besondre Erde erforderlich, und wird solche folgender gestalt zusammengesetzt. Wir nehmen den halben Theil wohlverwesten Pferdemist, und einen halben Theil schwarzen Sandes, den man in Teichen, Wiesen, und an Ufern der Flüsse oder Bäche findet.

Diese Erde, welche man den schwarzen Sand nennet, ist, ob sie gleich fett und feuchte scheinet, doch nicht zu schwer, und kann, wenn sie mit Pferdemiste vermenget wird, gar füglich und ohne Bedenken verwendet werden. Besonders ist die Erde von den Maulwurfshaufen zu dieser Gattung von Nelken ganz vortreflich.

Zu den violblauen, purpurfarbenen, rothen, pikotirten oder gedüpften Nelken werden wir uns folgende Erde zusammen setzen. Wir mischen zwei Drittheile schwarzen Sand, und das übrige Drittheil halb Pferde- halb Kuhmist, beide wohl gefaulet, untereinander, machen solches zu einer Erde, und schlagen es durch ein Sieb. Wir setzen noch hierzu den sechsten Theil von gelber Erde, oder von demjenigen weichen, markigten Leimen, der überall zu finden ist, und vereinigen diese Masse wohl untereinander.

Diese auf solche Art zugerichtete Erde ist vortreflich. Denn erstlich, ist der fette, schwarze Sand außer allen Zweifel die beste Erde, die wir haben, und wird auch von den einsichtsvollsten Gärtnern und Oekonomen am häufigsten gesucht. Sie ist überaus fruchtbar, und ist weder zu grob, noch zu schwer; ist zart und leichte und läßt sich deshalb überaus gut bearbeiten, bewahret die Nelken vor Fäulniß, und ist den erwähnten Gattungen am diensamsten. Der Pferdemist ist auch fruchtbar, und trägt das Seinige recht gut zum reichen Wachsthum der Pflanzen bei,

denn er macht die Erde leichte, und giebt der Pflanze Nahrung. — Der Kuhmist ist ebenfalls sehr gut, weil er fett und fruchtbar ist, und die Nelken frisch und bei gleicher Feuchtigkeit erhält. Nicht minder hat auch die gelbe Erde ihre guten Eigenschaften. Sie hängt oder verbindet die Erden an einander, giebt dem Grünen an den Nelken eine wunderbare Farbe, und erhält selbe auch dabei.

Für alle übrige Nelken bereiten wir uns die Erde auf nachstehende Weise. Wir nehmen drei Zober reine Wiesenerde, drei Zober voll verwesten Pferdemist, und drei dergleichen Gefäße voll verfaulten Kuhmist. Wir mischen diese Sachen wohl durcheinander, lassen selbe wohl verfaulen und sieben sie hernach an einem trocknen Orte auf einen Haufen. Am besten aber wird man verfahren, wenn man sich alle diese Erden ein Jahr zuvor, ehe man sie gebraucht, zubereitet, und selbe öfters in der Zwischenzeit durch ein Sieb schläget

---

No. 134.

Art und Weise, wie man die Nelken in Aesche pflanzen soll.

Verstünden wir auch das Einschlagen einer Nelke recht gut zu machen, ihr einen bequemen Topf,

auch wohlzugerichtete Erde zu geben, wüßten sie aber nicht gehörig umzusetzen, und zu pflanzen, so würden wir doch gewiß den Hauptzweck verfehlen.

Setzen wir die Nelken zu tief, so greifet sie unfehlbar die Fäulniß an dem Herze an, welches mit lauter Erde umgeben, und ihr zu nahe wäre: pflanzen wir sie im Gegentheil nicht tief genug, so stände die Wurzel im Sommer — blos und unbedeckt, und könnte leicht dürren. Dieses verhindert das Wachsthum, trocknet den Stengel aus, entkräftet die Gestalt des Körpers, und macht ihn unansehlich. Unsre Methode die Nelken zu pflanzen wäre diese: Wir machen erstlich den Hacken, der die Pflanze hält, weg, und wenn wir merken daß derselbe Wurzel geschlagen hat, lößen wir ihn mit einem Federmesser oder Scheere von seinem Fuße oder Stocke ab. Dieß thaten wir so nahe an dem Stengel, als es nur seyn konnte, damit derselbe gezwungen wurde auf beiden Seiten Wurzel zu treiben. Wir schneiden ihn also an dem gemachten Einschnitte ab, und machen, daß beide Schenkel gleich kommen, und nachdem sich die Fäserlein seiner Wurzel wieder erfrischet hatten, indem wir sowohl an der Wurzel als an den Blättern die äusersten Spitzlein hinweg schnitten, setzten wir ihn in einen Asch, und bereiteten ihn folgender Weise zu. Den Grund des Topfes bedecken wir ganz mit bloßem Pferdemiste, so, daß selber noch über die Wasserlöcher rage, damit er durch seine Leichtigkeit bewürke, daß die

Löcher nicht verstopfet und das Ablaufen des Wasſers nicht gehindert werde. Wir füllen nun mit der Erde, welche wir bereits gelehret haben, den Aſch bis an den Rand voll, drücken dieſelbe darauf mit den Händen zwei- bis dreimal, doch nicht zu ſtark, nieder, damit ſie ſich ganz zwanglos bis zur Hälfte des Randes ſenke. Wir ſchütten alsdann in den Aſch, bis an den Rand, faulen und zur Erde gewordnen Pferdemiſt. Wäre dieß alles in Ordnung gebracht, ſo pflanzen wir den Einſchlag ſo, daß die Wurzel ſo unten von der Erde, die unter dem Miſte lieget, bedeckt werde, der Miſt aber noch oben drauf liegen bleibe. Wir haben während dem Einſetzen den Stengel in der Hand, damit er deſto beſſer und feſter in der Erde ſtehe, und nehmen zwei Stäbe, in der Höhe der Stengel, mit denen wir ihn ſtützen. Wir ſchränkten dieſe kreuzweis über einander, damit der Stengel nicht etwa durch den Wind beſchädigt werden könne. Wenn wir ſie begießen wollen, halten wir eine Art kleiner, blechener Trichter bereit, die wir uns blos zu dieſem Gebrauche haben verfertigen laſſen, die mit kleinen Löcherchen verſehen ſeyn müſſen, und durch welche das Waſſer nur ſubtil, gleich einem ſanften Regen durchrinnen könne.

Wenn wir die Einſchläge ſolchergeſtalt eingeſetzt haben, ſo bringen wir ſie an ihren Beſtimmungsort, warten ſie wohl, und bewahren ſie gut vor allzuheftigem Regen und Reife (welche beſonders im Monat September einfallen;) weil

weil dieser Regen an den Nelken bösartige Flecken verursachet, von denen sie oft eingehen. Diese Flecken nennen die Gärtner den Grind, oder die Krätze, welche wie die Pest anstecken. Ereignete sich ja etwa dieser Fall, und wir werden diese Flecken gewahr, so suchen wir die damit befallenen Blätter mittelst der Spitze eines Federmessers zu reinigen, oder schneiden das angesteckte Blatt gar ab, damit das Uibel nicht weiter um sich greife, und den ganzen Stengel anstecke. Wir begießen die Nelken nie anders, als mit solchem Wasser, das einige Zeit in der Sonne gestanden hat und von ihr durchwärmt worden ist.

Jedoch begießen wir sie nur nothdürftig und im Herbst und Winter fast gar nicht.

No. 135.

Methode die Nelken einzuschlagen oder einzuschneiden.

Erstlich müssen wir die Zeit, die Beschaffenheit des Erdreichs und der Gegend, wo die Nelken stehen, wohl in Acht nehmen.

Der Zeit nach muß es weder zu früh, noch zu spät seyn. Die beste Zeit ist in der Mitte des Monats Julius, bis wieder in die Mitte des Monats August. Vor allen Dingen ist nöthig, daß wir die Art und Weise kennen lernen, wie sie eingeschlagen werden müssen, weil, wenn man hier einen Fehler begehet, die Nelken oft verfaulen, und gehindert werden, daß sie keine Wurzel schlagen können. Denn schneidet man in selbe zu tief hinein, so ereignet es sich selten, daß sie vor der Fäulniß beschützet werden können, weil die Oefnung zu groß gemacht wurde. Doch geschieht es zuweilen, daß sie noch erhalten werden, wenn man sie zeitlich aus der Erde nimmt. Ist im Gegentheil der Schnitt zu klein, so würden sie wegen der engen Oefnung ganz verfaulen.

Unsre Methode die Nelken einzuschlagen, oder einzuschneiden ist, diese: Wir bedienen uns eines Federmessers, und schneiden damit, diejenigen Abschnitte, welche wir uns zum Einschlagen bereit gelegt haben, mitten in den Knoten, welcher am nächsten unten an dem Fuße der Nelke stehet. Wenn das Holz zart genug ist, und Saft hat, so schneiden wir so tief hinein, als es sich thun lassen will, doch schneiden wir nie tiefer, als die Hälfte des Knotens, oder zwei Drittheile desselben. Wir legen nun, um den Schaden, welcher der Nelke durch das Einschneiden zuwachsen könnte, zu verhüten, ein Blatt, oder sonst etwas Schickliches, in den Einschnitt, und thun

vorhero noch einen Schnitt in dem Knoten, um dem Einschlage eine Oefnung zu machen. Wir schneiden nun die Blätter etwas ab, und legen, nachdem wir die Erde, nach schon gelehrter Methode, zugerichtet haben, den Einschlag samt dem Hacken, von einem Stängelchen unterstützt, in den Asch ein.

Die Beschaffenheit des Erdreichs und dessen Behandlung haben wir schon erläutert, und ist nur noch hinzuzusetzen, was für eine Gegend wir gemeiniglich zu den Nelken wählen. Sobald wir sie eingeschlagen haben, stellen wir sie drei bis vier Tage in den Schatten, und setzen sie alsdann wieder der Sonne aus. Gegen Anfang des Monats September beobachten wir, ob die Einschläge Wurzel gefaßt haben, damit wir ihnen Luft machen, sie an die Mittagssonne setzen, und fleißig begießen können.

Weil öfters die Nelken nicht gerne Wurzeln gewinnen, so pflegen wir diejenigen, welche noch keine Wurzel geschlagen haben, gegen Anfang des Monats Oktober samt ihren Aeschen in ein Mistbeet, welches nicht gar zu heiß ist, zu setzen. Mittelst dieser Methode wurzeln die Nelken vortreflich, und bekommen schöne Stengel.

No. 136.

Art und Weise die Nebenschößlein der Nelken wohl abzuschneiden.

Unsre Methode dieß zu bewürken, war diese: Wir spalteten gemeiniglich diese Nebenschößlein, bevor wir sie in die Erde setzten, und brachten in diese Spalte zwei oder drei Haber- oder Gerstenkörner, damit, wenn diese anfingen zu keimen und zu sprossen, ihr Nachbar durch dieses lebhafte Wachsthum gleichsam aufgemuntert wurde ein ähnliches zu thun.

Es ist, wie mich dünkt, keine so unbedeutende Wissenschaft, die Nebenschößlein von einem Nelkenstocke geschickt abzuschneiden, daß dieselben wieder leichtlich wurzeln, und zu verhindern, daß durch deren Abnehmen die Mutter nicht getödtet werde.

Wollten wir solches von seinem Stengel, abreißen, und einen langen Riß und Wunde, die gemeiniglich auf das Abnehmen derselben durch eine mörderische Hand, folget, zurücklassen, so wäre dieß genug, um den Stengel gänzlich hinzurichten. Wer darauf Acht giebt, der wird finden, daß die Wunde unter etlichen Monaten nicht heilet, binnen welcher Zeit der Stengel leicht in Fäulniß übergehen kann. Diesem zu-

vorzukommen, müssen wir das Schößlein mit einer Scheere abschneiden, nicht ganz unten an dem Hauptstengel, an den es die Natur angeheftet, sondern zwei Knoten gegen das Herz zu, oder der Spitze des Nebenschößleins. Auf diese Weise wird das, was stehen bleibt, aufs neue ausschlagen, und was abgeschnitten worden, wird nicht so viel Holz erhalten, und ernähren müssen. Ein einziger Nelkenstock, der nicht mit einem Nebenschößlein versehen ist, wird, wie natürlich, weit eher fortkommen, und ehe, als andre, Wurzel fassen, aus der Ursache, weil er mehrere Nahrung und Saft aus der Erde an sich ziehen, und Wurzel fassen kann, welches er sonst, wenn er seine ganze Familie mit ernähren muß, nicht zu thun vermag. Die stärksten sind ebenfalls nicht die besten; deshalb müssen wir besonders die mittlere Gattung wählen, und nicht über zwei bis drei Knoten an ihnen lassen. Wir werden solches in vier Theile spalten, und den Riß von dem untersten der besagten Knoten anfangen, so, daß sich derselbe an dem andern ende. Gegen das Herz oder die Spitze des Schößleins hingegen, werden wir zwei bis drei Finger alle Obertheile von den Blättern hinwegnehmen, und wenn es so in diesen Stand gesetzt ist, legen wir es eine kleine Zeit durch an die Sonne, damit es schwäche, und werfen es sodann in einem mit Wasser angefüllten Eimer, damit es wieder neue Kraft bekomme. Nach Verlauf einiger Stunden werden wir sehen, daß es grüner ist, als es jemals ge-

wesen war, und wir werden bei Oefnung seiner vier Wunden finden, daß es in gutem Stande und zum Fortkommen geschickt sey, und sich ungern öfnen lasse.

Sobald wir es aus diesem Bade genommen haben, pflanzen wir es in das dazu, nach unsrer oben vorgeschriebenen Methode, zugerichtete Erdreich ganz sanft bis an den Knoten, damit die Erde zwischen die zarte Oefnung hineinkomme, und zur geschwinden Annehmung einer Wurzel reize und treibe. Wir begießen es fleißig, und entziehen ihm die Sonnenstrahlen gänzlich. Diese kleine, hungrige Pflanze wird den in der umherliegenden Erde befindlichen Safte begierig und stark an sich ziehen, und es werden sich zwischen dem Holze und der Rinde weiße Spitzlein zeigen, die gleichsam wie Haare wachsen, und sich endlich in Wurzeln verwandeln. Durch deren Beihülfe wird die Pflange groß und stark wachsen, zur gehörigen Zeit eben solche Blumen tragen, als der Stengel selbst, von dem sie genommen wurde, wo sie nicht gar schöner und lebhafter sind. Es werden sich auch bald über der Erde Nebenschößlein zeigen, welche wir, wenn es kurz vor Winters sich ereignen sollte, nicht berühren dürfen. Geschieht es aber im Frühjahr, so kann man ihn samt der Erde ausnehmen, und ohne Bedenken in ein andres Erdreich setzen, worinnen er mehr Raum erhält.

No. 137.

Beschaffenheit des Topfes, worein man die Nelken pflanzen soll.

Da der Topf, oder Asch viel zur Erhaltung und Schönheit der Nelken beiträgt, so nehmen wir nicht zu große noch zu kleine, sondern mittelmäßige, egale Töpfe. Ist der Topf zu groß, so ziehet die Nelke zu viele Nahrung, treibet gar zu stark Wurzel, und wir erzeugen in ihr einen kleinen Knopf, der kleine, dicke und große Blumen trägt. Ist derselbe im Gegentheil zu klein, so fehlt der Nelke die ihr gehörige Nahrung, ihre Wurzel ist zu sehr zusammengeengt, so, daß das Stöckchen nicht wachsen kann. Am allerbesten schicken sich hierzu die Aesche, welche unten enger als oben sind, und worein so viele Erde geht, als man in einem ordinären Hut fassen kann.

Es sind nun noch zwei Stücke anzuführen nöthig, die wir in Ansehung der Aesche genau zu beobachten haben.

Erstlich, nehmen wir nie ganz neue Aesche, oder Töpfe, sondern lassen sie zuvor zwei Stunden in einem mit Wasser angefüllten, Gefäße liegen, damit die Schärfe herausgezogen werde, und fül-

len solche acht Tage zuvor mit Erde, ehe wir die Nelken hineinpflanzen.

Zweitens, lassen wir zwar unsre Aesche, um dem Wasser einen Ablauf zu verschaffen, durchstechen, doch aber nur, wie viele zu thun pflegen, keine Löcher auf den Boden der Aesche, weil dieser an den Seiten oft vertieft ist. Dieses würde den Ablauf des Wassers hindern, und zwei tödtliche Krankheiten, nämlich die Fäulniß und den Rost, nach sich ziehen. Um den Ablauf des Wassers nach Möglichkeit zu befördern, lassen wir die Löcher an zween Orten gleich unten über dem Boden einstechen, wo derselbe an das ganze Obertheil anhängt.

Auch lassen wir nie mehr als zwei Löcher anbringen, weil wir sonst befürchten müssen, daß das Wasser allzugeschwind ablaufe, und die Erde nicht genugsame Feuchtigkeit, so zur Erhaltung der Nelke unumgänglich nöthig ist, übrig habe.

No. 138.

Bestimmung der Zeit, wenn man die Nelken in das Gewächshaus bringen soll.

Da bekanntermaßen die Nelken einen, auch zwei Tage hindurch, einen sehr starken Frost ausstehen können, so werden ihnen noch weniger die meisten Reife einen Schaden zufügen. Wenn man aber im Ende des Novembers, und im Anfange des Dezembers, siehet, daß der Reif zu hart, und scharf kommt, so muß man sie in das Gewächshaus bringen lassen, weil sie sonst die allzugroße Kälte tödten würde. Hat man aber kein Gewächshaus, so setzt man sie indeß in eine wohlbehaltene Kammer, oder aber, wenn es nicht anders seyn kann, in einen nicht feuchten Keller.

No. 139.

Behandlungsart der Nelken im Gewächshause.

Wir müssen hauptsächlich darauf sehen, daß das Gewächshaus eine gute Lage habe, und so

zugerichtet sey, daß die Luft leicht durchwehen könne, wenn man es für nöthig hält; dagegen aber, wenn große Reife einfallen, den Luftzug leicht wieder hemmen könne. Die bequemste Lage für ein Gewächshaus ist die Mittagsseite.

Da wir wissen, daß die Feuchtigkeit den Nelken äußerst nachtheilig ist, so müßte eigentlich das Gewächshaus der Erde ganz gleich, und nicht zu tief gebauet seyn, weil auserdem, die Nelken die Feuchtigkeit anziehen, darauf verschimmeln und verfaulen würden. Das Gewächshaus müßte ferner zwei Fenster und in der Mitte eine Thüre, auserdem aber keine Tiefe, als nur einen Abtritt, oder Treppe haben. Es muß auch gewölbt seyn; es wäre denn, daß der obere Boden mit Heu oder Stroh ausgefüllt wäre, um zu verhüten, daß die Reife nicht in das Gewächshaus eindringen können. Vor die Fenster müssen noch andre, von Papier gemachte, gelegt werden, welche man, um den Gewächsen Luft zu verschaffen, ausheben kann. Auch müssen die Fenster hölzerne Laden und doppelte Thüren haben, in deren Mitte noch eine Thüre von Papier stehen muß. Wann die Reife allzustark einfallen, so müssen vor die Thüren und Fenster des Gewächshauses Matten oder Decken von Baststroh gehangen werden, mittelst dessen wir verhindern können, daß der Reif, und wäre er auch noch so heftig, keinen Schaden in dem Ge-

wächshause anrichte. Sodann müssen wir uns hüten, daß wir kein Feuer in das Gewächshaus bringen. Die Ursache davon ist, weil solches die Nelken ausdörren und zum Verwelken bringen würde, oder, wenn sie auch nicht ausdorrten, so würden sie doch so weich und schwach werden, daß ihr Untergang ganz unvermeidlich seyn würde. Auch würde es ihnen eine Gelbe verschaffen, sie ausfaseln, und ihnen den Rost zuziehen eine unheilbare Krankheit, welcher sonst allgemein das Feuer oder der Brand genennet wird.

Sollen ja die Gewächshäuser Oefnungen haben, so müssen solche nach der Sonne zu stehen. Wenn nun das Gewächshaus so zugerichtet ist, so setzet man die Nelken auf ein hölzernes Gerüste so nahe an die Thüre und Fenster, als es seyn kann, damit alle und jede einerlei Luft genießen mögen. Von Zeit zu Zeit sehen wir nach, ob ihre Stelle verändert werden müsse, und begießen sie auch wohl ein wenig. Doch muß dieses nothwendig seyn, und auf unten beschriebene Art geschehen, denn wir müssen den Blumen, wie schon oft gesagt worden, nicht eher Wasser geben, als bis zum höchsten Bedürfniß, und zwar so spät, als es nur geschehen kann. Auch würde die allzugroße Feuchtigkeit, die sich in dem Scherbel befände, den Nelken die Fäulniß verursachen, der Stengel allzustark treiben, folglich selben der Reif schädlich seyn.

Im Gegentheil darf man aber nicht ganz der Nelke das Wasser entziehen, sondern man muß ihr solches geben, wenn sie Durst hat, damit sie nicht verwelke und ausdorre. Allein dieß muß nur mäßig und auf folgende Weise geschehen: Wir schaffen uns kleine, irdene Gefäße, in der Form eines Beckens oder einer Schüssel, an, in jedes derselben wird ein Topf, oder Asch, und zwar, wie es nothwendig ist, immer einer nach dem andern gestellet. In diesen untern Topf gießen wir ein halbes Maas Wasser, welches sodann die Erde an sich und in das Gefäß ziehet, und der Blume im Geringsten nichts schadet. Doch muß man zu verhindern suchen, daß das Wasser nicht oben an den Topf komme, weil dieses sonst zu viel Feuchtigkeit und mit derselben den Schimmel verursachen könnte. Genug ist es schon, wenn die Wurzel getränkt ist, die der Pflanze ihren Saft mittheilet, welches man darauf an den Blättern abnehmen kann.

Es ist ferner bei dem Begießen zu beobachten daß wir diese Handlung nicht vornehmen dürfen, wenn es gereift hat, oder erst reifen will, welches man ohnehin leicht sehen und merken kann, maßen das gefrorne Wasser der Nelke allerdings schaden würde. Ist warmer Sonnenschein, so kann man allenfalls das Wasser einige Zeit an die Sonne setzen. Man wähle übrigens Brunnenwasser, so nichts schädliches von dem Ungemache des Winters mit sich führet.

Ferner handelt man sehr vorsichtig und klug, wenn man ihnen die dürren Blätter abnimmt, Denn, weil selbe eher, wie andre Blätter, Feuchtigkeit an sich ziehen, so könnte sehr leicht die Fäulniß daraus entstehen.

Da auch die Ratten und Mäuse den Nelken in dem Gewächshause gewöhnlich viel Schaden zufügen, so kann man sich wider selbe leicht sicher stellen, wenn man sich nur unsers nachstehenden Mittels bedienen will.

Wir machen einen Teig, legen solchen auf Papier, oder streichen ihn auf geröstet und angefeuchtet Brod. Wir bereiten diesen Teig aus vier Loth alten Käse, zwei Loth frischer Butter, zwei Loth Arsenikum, einem halben Lothe Merkurius sublimatus, vier gepülverten Bisamkörnchen, und zwei Loth Hafermehl. Die Ratten werden von dieser Mixtur fressen und krepiren. Man hat übrigens nicht zu besorgen, daß die Katzen davon fressen möchten, weil Bisam darunter gemenget ist.

No. 140.

Uiber die Zeit, wenn man die Nelken aus ihrem Gewächshause bringen soll.

Hierbei müssen wir weder zu voreilig, noch zu zaudernd seyn. Die beste Zeit, unserm Ermessen nach, wäre die Charwoche, in der man die Nelken aus dem Gewächshause brächte, welche Zeit wir auch immer beobachtet haben, wenn anders kein Reif, Frost, noch Schnee zu befürchten war. Wir könnten zwar selbe noch eher herausnehmen, wenn der Winter zumal nicht zu hart gewesen wäre, allein nach der Jahreszeit zu gehen, wäre diese ohnfehlbar die beste — Demohngeachtet ist es immer noch erforderlich, daß wir uns Decken verfertigen lassen, um damit die Nelken dann und wann des Nachts bedecken zu können, wenn gar zu rauhe Witterung einfallen sollte.

Es ist leicht einzusehen, daß, da die Nelken eine geraume Zeit eingeschlossen waren, selbe so zart geworden sind, daß sie in der Luft und Sonne sehr schwach werden würden, mithin wir wohl auf sie Achtung geben, und sie gut warten müssen. Der Schatten bleibt im Sommer allezeit ein Freund der Pflanzen. Die Sonne trocknet besonders im Monat Merz die Erde sehr aus, wodurch, wie die Erfahrung uns sagt, viele Pflanzen verwelken. Die Nelke soll also, wenn wir sie

aus dem Gewächshause bringen, auf breterne Gestelle in Schatten gestellet, und mit Strohmatten, gewichster Leinwand oder Bretern bedecket werden. Diese Decke legen wir darauf, oder nehmen sie ab, nachdem wir sehen, daß das Wetter gut oder schlecht, kalt und windig, oder stille ist, damit die Nelke vor dem Angriffe ihrer Feinde z. B. vor den Regengüssen, dem Hagel, Wind u. s. w. welches nach dem allgemeinen Ausdrucke die Merzengrätze genennet wird, und ihr sehr schädlich ist, gesichert sey. Sind nun die Nelken wohl bedeckt, so ist es nicht leicht möglich, daß ihnen durch ein oder das andre Ereigniß ein Schade zuwachsen könne. Wenn der Himmel nun einen wohlthätigen, sanften Regen giebt, so müssen sowohl unten, als oben, alle Decken weggenommen, und so die Pflanzen durchaus gelüftet werden. Hierdurch erhalten sie eine natürliche, grüne Farbe, und werden gleichsam in ihren vorigen Zustand gesetzt, in dem sie vorher waren, ehe wir sie eingeschlossen hatten. Versagt ihnen aber der Himmel seinen Regen, so müssen wir unsre Zuflucht zu dem künstlichen Regen, zu dem Begießen, nehmen.

No. 141.

Von den Eigenschaften schöner Nelken.

Alle Nelkenfreunde werden wohl beim Anbau ihrer Nelkenflur ihr Augenmerk haupsächlich dahin richten, große Blumen und schöne, seltne Farben zu erzeugen, die geringern Gattungen hingegen ganz ausfallen lassen, oder doch nur wenig Aufmerksamkeit auf sie verwenden. Es sey uns erlaubt in diesem Stücke etwas von den Eigenschaften schöner Nelken zu sagen:

Wir hielten besonders auf breite Nelken, und duldeten keine, die nicht sechs bis acht Zoll im Umkreise hatte. In der Folge brachten wir einige gar auf zehn bis zwölf Zoll, die ebenfalls mit Blättern wohl versehen seyn mußten. Diejenigen, die wie ein Flocken im Knopfe zusammen liefen, waren uns lieber, als die breiten.

Waren die weißen Blätter allzu unordentlich gesprenkt, so fanden wir die Blume ungeformt und häßlich; je reiner sie aber war, desto mehr sie unserm Auge gefiel.

Die Nelken mit gezähnelten Blumenblättern war uns sehr unvollkommen. Auch ist hierbei anzumerken, daß alle Blätter, die oben eine spitzige Figur zeigen, die Gestalt der Blume schänden.

Selten erhielten wir dicke Nelken, ohne daß sie nicht geplatzt wären. Wir kamen ihnen deshalb

zu Hülfe so gut wir konnten, wobei uns unsre Erde die erwünschten Dienste that, wenn wir solche mit andrer Erde vermischten, in die Aesche setzten, und selbe auf der Stellage auswachsen ließen, so weit als wir es zu bringen vermögend waren. Wir umwanden sodann die Knospen mit starkem Papiere, richteten die zwischen den Hülsen abgefallenen Blätter wieder auf, und brachten so die Blumen in ihre natürliche Gestalt, und zogen dadurch schöne große Blumen.

Diejenigen Nelken, so wir aufspalteten, und hernachmals wieder zurichteten, schienen uns hernachmls immer die besten zu seyn. Andere hingegen verbannen sie ohne Gnad und Barmherzigkeit aus ihrer Flora.

Je gleicher eine Blume gesprenkt war, je schöner sie von Farbe ausfiel, desto angenehmer war sie uns. Auch diese Art war selten, welche an den Blättern große Flecken hatte und halb durchsprenkt war.

Diejenigen, an denen die Flecke wohl durchzogen, oder geschnitten sind, aber doch nicht tief in das Blatt gehen, schätzten wir ebenfalls sehr, und die bunten Flecke, welche sich wohl und regelmäßig die Blätter hinaufzogen, und von der Wurzel bis auf die äusersten Theile der Blätter der Nelken sich erstreckten, waren uns angeneh-

mer als jene, wo die Flecke keinen Ursprung hatten. *)

*) Auch über die Blumenliebhaber behauptet die Mode ihre Herrschaft; nur daß sie hier nicht Wochen und Monate, sondern auf ein und mehrere Jahre ihre Gesetze gelten läßt. Die Nelken mit eingekerbten Blättern wurden ehedem für schön gehalten, jetzt werden sie wenig mehr geachtet; man zieht ihnen vielmehr die mit runden Blumenblättern vor. Indeß giebt es doch gewisse Haupteigenschaften, auf die man bey der Bestimmung der Schönheit einer Nelke Rücksicht nehmen muß. Dahin gehört, nach Herrn von Brocke, 1) daß die Blume groß und rund sey; 2) daß die Blätter ordentlich an der Blume liegen; 3) daß sie nicht aufplatze und keinen doppelten Knopf inwendig habe; 4) daß sie keine falschen, einfärbigen Blätter habe, sondern ein Blatt muß aus- und inwendig wie das andere gezeichnet seyn; 5) daß die Streifen regelmäßig bis unten in den Kelch gehen. 6) daß die Blume von besondern und schönen Farben sey, welche aber nicht unter einander geflossen sind; 7) muß der Grund der Blume ein glänzendes und reines Weiß enthalten.

Welche Nelken Pikotten, und welche Bisarden genennet werden ist bereits in der vor-

No. 142.

Methode, wie die Nelken behandelt werden müssen, wenn sie in die Spindel treten oder Pfeilchen treiben.

Im voraus wollen wir allen und jeden Nelkenliebhabern sagen, daß sie sich einen guten Vorrath von Scherbeln oder Aeschen, Stäbchen, Bindfaden oder Bast, um damit die Stengel an den Stöcken fest zu machen, anschaffen müssen; daß sie ihr Holz zu den Stäbchen, wenn es seyn

gehenden Anmerkung erklärt worden. Diejenigen, welche Blätter haben, so unten weiß, oben aber gespiegelt sind, heißen Fameusen. Man macht aus diesen nicht viel, noch weniger aus den Concordien; diese haben einen rothen oder violeten Grund, und breite, rothe oder braunrothe, auch violette Streifen. Die einfarbigen werden gar nicht geachtet, und wenn sie auch noch so gefüllt wären. Die gelben haben einen gelben Grund und rothe oder andere Streifen. Es giebt unter diesen Bisarden, Pikotten, Pikott-Bisarden und Concordien. Siehe H. C. v. Brocke Beobachtungen über den Bau einiger Blumen. Leipzig, bei Hilscher, 1792.

A. d. Herausg.

kann, unter den Haselstauden auslesen, indem dieses Holz sehr gerade, voller Mark und von schöner Länge ist, auch so eine schöne weiße Rinde hat, daß es wohl die Ehre verdienet, der prachtvollen Nelke zur Stütze gegeben zu werden. Man könnte sich freilich auch hierzu andern Holzes bedienen, allein wir werden keines antreffen, das besser und schöner wäre, als das von der Haselstaude. Der Stab muß die Dicke eines kleinen Fingers haben, vier bis fünf Fuß lang, und ohne Rinde seyn, d. i. man nimmt solche von dem Holze ab, um ihm die Feuchtigkeit, welche zwischen dem Splinte und dem Holze seyn könnte, gänzlich zu entziehen, und ihm ein beßres Ansehn zu geben. Unten wird derselbe zugespitzt, damit er desto besser in die, in dem Topfe befindliche, Erde hinein gehe und die Wurzel nicht beschädige. Würden wir ihn unten nicht zuspitzen, so kämen wir in Gefahr, die Nelke unten von der Wurzel los zu reißen, indem derselbe die kleinen Fiebern von dem Fuße der Nelken abstoßen würde. Dieses Uibel zu verhüten, muß der Stab einen Querfinger weit von dem Nelkenstengel gesteckt, und bis aufden Boden des Topfes eingestoßen werden, damit er dem Winde desto eher Widerstand leisten könne.

Am klügsten und vorsichtigsten handeln diejenigen, die sich in dem Monat Merz ihre Stäbchen schneiden, die Rinde abnehmen, und in ein Bündlein binden, damit sie nicht krum laufen. Man könnte sie auch, so zusammen gebunden,

in einen Backofen legen, und recht ausdorren lassen, dadurch man ebenfalls das Krummlaufen verhindert.

Wenn nun die Nelke ihr Pfeilchen zu treiben anfängt, so müssen die Stäbe in den Topf gestecket, und nach dem Maase, als dieses Pfeilchen steiget, an den Stab entweder mit Faden oder Baste geheftet werden. Bei jedem Knoten der Nelke bis an den lezten, der zunächst, an dem Haupte oder Kopfe stehet, kömmt ein Bindfaden. Der Hauptkopf ist der, welcher zuerst blühet, und am allerhöchsten auf dem Stengel stehet. Weil öfters in einem Topfe mehrere Einschläge sind, die alle von einem Stocke abstammen, und ebenfalls Pfeilchen treiben, (wenn man dieß anders zuläßt und selbe nicht beschneidet, darüber wir schon vorher gesprochen haben,) so müssen wir auch jedem Stengel, der ein Pfeilchen hat, einen besondern Stab geben, und dasselbe auf vorbesagte Weise anbinden. Haben nun die Einschläge Pfeilchen — getrieben, und befinden sich deren wohl vier oder fünf an jedem Stocke, so kann man sich dieser Stäbchen auch so bedienen, daß man eine Art kleiner Käfige oder Bauer daraus mache, welche die Pfeilchen unterstützen.

Würden wir alle Spindeln oder Pfeilchen an einem Stabe befestigen, und gleichsam eine Welle oder Bündlein daraus formen, so würden wir durch dieses Verfahren nicht nur die Nelken ersticken, und die Einschläge im Wachsthume hin-

dern, sondern wir würden ihnen auch die unnützen und überflüssigen Köpfe nicht leicht abnehmen können. Auch würden sich die Nelken nicht so sauber halten lassen, als es billig geschehen sollte.

Wenn wir sehen, daß die Nelke von allen Seiten Pfeilchen treibet, und keine Nachfolger oder Einschläge hinterläßt, so müssen die Einschläge fleißig, und so viel man es vortheilhaft zu seyn findet, beschnitten werden. Wir nehmen nämlich den Gipfel an dem zweiten Knoten ab, um damit folgendes zu bewürken: Erstlich, damit die Nelcke neue Einschläge wieder hervorbringen könne; Zweitens, daß diejenigen Einschläge, welche man gemeiniglich am Fuße des Stengels ausschlagen siehet, zunehmen, und den Platz derer, die in die Pfeilchen getrieben haben, wieder ersetzen können. Es ist diese Verfahrungsart besonders dem Hauptpfeilchen zuträglich, maßen es dadurch nicht nur größer wird, und sich besser nähret, sondern auch eine größere und schönere Blume bringt.

Nachdem nun die Nelke solchergestalt an den Stab gebunden, und nach unsrer Art beschnitten worden ist, so haben wir weiter nichts zu thun, als die von der Sonnegedorrten Blätter abzunehmen. Wenn sie nur anfängt ihren Knopf zu treiben, so müssen wir die Erde ein wenig umarbeiten, welches auf nachstehende Weise geschehen könnte.

Wir nehmen ein klein Stückchen Holz, von der Breite eines Daumens, und von mittelmäßiger Stärke, in der Form eines Spatels, mittelst dessen wir die Erde zwei Daumen tief, ringsum in dem Topfe, aufkratzen oder aufscharren, doch so, daß wir uns zwei Daumen breit von der Pflanze entfernt halten, um nicht etwa durch diese Operazion der Wurzel Schaden zu zufügen. Dieses Umarbeiten trägt sehr viel zur Stärkung der Pflanze bei, so daß ihre Blume weit schöner und fester wird. Es verschafft der Wurzel, die von der Erde eingeschränkt war, gleichsam neue Kraft, macht die Erde leichter, theilt ihr mehrere Nahrung mit, und macht es, daß der Kopf eher treibet, und eine schöne Gestalt gewinnt, damit er bei seiner Oefnung eine schöne Blume hervorbringen könne. Es lehret auch ferner die Erfahrung, daß durch dieses Umarbeiten der Mist, der oben auf dem Topfe gelegen, und mit der Erde vermenget worden, nun besser treibe, und daß nun wieder anderer wohl verfaulter und zur Erde gewordner Pferdemist, oben auf den Tof geleget, und alsbald begossen werden muß, damit ihm die Winde, seiner Leichtigkeit wegen, nicht von dem Topfe hinweg nehmen, er auch zugleich mit der Erde des Topfes vereinigt und verbunden werde. Hätte es sich etwa ereignet, daß die Erde in dem Topfe durch den Regen oder durch das Begießen in etwas gesunken wäre, so muß er mit der nämlichen Erde, in welche die Nelke gleich anfangs gepflanzet wurde, angefüllet, bis an den Rand gleich

mit mehr erwähntem Pferdemiste vollgeleget, und nach oben gelehrter Art begossen werden. Wird man alles das, was wir bereits gesagt haben, wohl befolgen und in Acht nehmen, so kann man gewiß hoffen, daß wir eine schönere Flur von Nelken, als jene, der minder erfahrnen Blumengärtner, besitzen werden.

Ferner ist noch zu bemerken

No. 143.

Wie man der Nelke ihre überflüssigen Köpfe benehmen müsse.

Es würde die Absicht, bei Pflanzung der Nelken große Köpfe zu erzeugen, ganz vergebens seyn, wenn man der Nelke entweder alle Knöpfe ließe, oder deren zu viel abnähme Im ersten Falle bleiben die Blumen klein, und im andern springen die Knöpfen auf. Deshalb ist der Saz richtig, daß man der Nelke weder zu viel noch zu wenig Knöpfe lassen müsse.

Es giebt eine gewisse Art von Nelken, denen man nur zwei Köpfe läßt, weil aber deren nur wenig sind, so hat die keinen Bezug auf andere. Am besten ist es, daß man ihnen diejenigen Knöpfe abnimmt, welche zwischen dem ersten und andern Knoten des Stengels, nächst unten an dem Fuße oder Stocke, ausschlagen. Hingegen müssen obenauf noch vier Knoten, die alle getrieben ha-

ben, stehen bleiben. Ferner wird man wohl thun, wenn man die Knöpfe, die an den Hauptknopf stehen, abnimmt, damit sie ihm nicht den Saft entziehen.

Es müssen deshalb dem Stengel nur vier Knöpfe gelassen werden, es sey denn, daß sie zu klein wären, oder platzen wollten, welches ein jeder wahrnehmen und aus der Erfahrung lernen muß.

No. 144.

Wie der Nelke bei der Blüthe zu Hülfe zu kommen ist.

Wenn wir sehen, daß der Knopf der Nelke von gleicher Dicke und Länge ist, so können wir uns auch eine schöne Blume versprechen, wenn anders die Nelke von einer vorzüglich guten Gattung abstammt. Wir nehmen uns deshalb wohl in Acht, daß wir sie nicht etwa berühren. Ist hingegen der Kopf kurz und dicke, so läßt er uns nichts Gutes hoffen, indem er sicher vor der Zeit aufspringen wird. Um nun dem Schicksale zu trotzen, bedienen wir uns eines hänfenen oder garnenen Fadens, mit dem sonst die Nelken an die Stengel in dem Scherbel befestiget werden, und

umwinden damit den Knopf bis an den dritten Theil seiner Hülse, doch so, daß der Faden nicht zu sehr angezogen werde, welches ihm in Ansehung seiner Blüthe nachtheilig seyn würde. Die Umwindung der Hülse muß so beschaffen seyn, daß sie noch Luft genug zum Blühen habe, aber doch nicht platzen könne. Um dem Platzen in Zeiten zuvorzukommen, öfnen wir die Hülse mit einer Neh- oder Stecknadel, oder spalten die Blätter an der Hülse, wo sie zusammengehen, in gleicher Weite bis an den Faden auf, damit die Blume Luft bekomme, und so leichter aus dem Kopfe hervorbreche.

Wenn nun die Nelke prachtvoll in ihrer Blüthe dasteht, und aufgegangen ist, wir aber bemerken, daß sie ihre Blätter nicht in Ordnung gestellet habe, so werden wir diesen Fehler dadurch zu verbessern suchen, daß wir die Blätter mit saubern und vom Schweiße gereinigten Fingern dergestalt richten, daß ein jedes seinen gehörigen Platz und Posten wieder bekomme. Damit die Blume etwas breiter werde, so müssen die äuserſten Theile der Hülse auswärts gebogen werden; auf diese Weise kann die Nelke ihre Blätter über die zurückgebogene Hülse, gleich als auf einem runden Schilde, ausbreiten.

Es giebt gewisse Nelken, die ihre Blätter, wegen ihrer Feine und Zartheit, rückwärts biegen; würde man nun solche nicht also zurückbrin-

gen und unterstützen, so brächte man diese sehr seltne Nelke um ihre Schönheit. Diese zu erhalten, legen wir hinter die Nelke einen kleinen, rund geschnittenen Schild von Papier, der aber noch nicht so groß als die Blume selbst ist. Wenn die Hülse aufreißet, und sich zurückbieget, müssen wir den nemlichen Weg einschlagen, damit die Pappe den Schaden an dem Orte, wo die Hülse aufgerissen ist, wieder ersetze.

No. 145.

Wie man die Nelke von dem ihr schädlichen Ungeziefer reinigen solle.

Es giebt besonders drei Feinde, welche der Nelke äuserst nachstellen, und ihren Untergang zu befördern suchen. Diese sind: der Erdfloh, die grüne Raupe, und der Ohrwurm. Der Erdfloh kann zwar allein der Nelke nicht schaden, denn er ist klein; allein weil dieses kleine Ungeziefer der Nelke sehr misgünstig ist, und ihr unaufhörlich nachstellet, so versammlet er seine Mitgesellen, haufenweise sie anzugreifen, und durch Aussaugung des Safts, worinnen ihre Kraft und Leben bestehet, sie gänzlich zu vernichten. Man siehet diese Erdflöhe öfters haufenweise an der Pflanze der Nelke hängen.

Am Tage stecken sie unter den Blättern der Blume, des Abends kommen sie gleich wieder hervor, um auf der Nelke Beute machen zu können. Diese Beute ist der Saft, den sie ihr benehmen, daß sie nicht fortwachsen kann.

Die Zeichen, daß die Nelke von diesem Ungezieser angegriffen sey, sind folgende: Man darf nur sein Augenmerk auf gewisse, weiße Flecken richten, die sich wie Düpfelchen an den Blättern zeigen, und die gleichsam ihre Wohnung sind. Man nehme sie mit den Händen, oder einer Feder hinweg, welches früh bei Sonnen Aufgang geschehen muß, wo man sie alle zusammen unter den Blättern der Nelke versammlet findet, und sie zu tausenden in ihr Nichtseyn versetzen kann.

Die grüne Raupe ist der Nelke noch weit schädlicher. Sie sauget ihr nicht nur den Saft aus, sondern zernaget sie auch, und nimmt das Pfeilchen oder den Gipfel oben weg. Sie verbirgt sich am Tage gemeiniglich unter dem Rand des Topfes. Da nun dieses Ungezieser einen weißen Schaum an der Nelke hinterläßt, so verräth sie sich meistens selbst.

Wenn man nun siehet, daß sich eine Art Speichel oder Schleim auf der Nelke zeiget, so ist dieß ein sichres Zeichen, daß sich diese Thierchen in der Nähe befinden müssen. Man kann sie sodann unter dem Rande der Aesche, oder unter der

Nelke selbst, wo sie sich versteckt hat, aufsuchen, und sich ihrer bemächtigen.

Desgleichen ist auch der Ohrwurm ein erklärter Feind der Nelken. Dieser greift sie von allen Seiten an, sowohl an dem Gipfel, an dem Kopfe, als auch an der Blume selbst. An dem Gipfel naget er die Haut oder Rinde ab; an dem Kopfe sucht er sich Luft zu machen, hineinzukommen, ehe noch die Blume aufgeblühet ist; an der Blume selbst beißt er die Blätter unten an der Wurzel oder den Nägeln ab, da doch ihre Schönheit in derselben bestehet, und deren sie sich, wenn die Sonne aufgehet, beraubt findet.

Um dieses Uibel, welches dieses Ungeziefer anzurichten pfleget, zu verhüten, muß man darauf bedacht seyn, die Geländer oder Balken, worauf die Breter, so die Töpfe tragen, liegen, an einen sehr saubern Ort zu setzen, wo kein Gras, Buxbaum oder andre Pflanzen, die ihnen zu ihrem Zufluchtsorte dienen könnten, anzutreffen ist. Sollten sie, dieser Anstalten ungeachtet, ihre Räuberei fortsetzen, so müßte man die Töpfe von ihrer Stelle hinwegnehmen, den Ort, wo sie sich aufhalten, zerstören, und sie alsdann umbringen. Weil sie aber etwas Unreines an sich haben, so greifet man sie nicht gern mit den Händen an, sondern tödtet sie mit heißem Wasser, oder mit irgend einem harten Körper. Auch wenn man ein weißes Tuch über den Topf hängt,

so versammlen sie sich haufenweise; und man kann sie solchergestalt leicht tödten. Andere stecken Schweinsfüße auf die Stäbe, woran die Nelken gebunden werden; in diese kriechen dann die ungebetenen Gäste, und lassen sich so in Menge fangen.

Es giebt aber auser diesen drei genannten Nelkenfeinden noch eine Menge andres, ihnen nachtheiliges Ungeziefer, als z. B eine Art grüner, giftiger Spinnen, Schnecken, Ameisen, und weiße Raupen. Die grüne Spinne setzet sich zu Anfang des Herbstes auf das Blatt der Nelke, spinnet ein Gewebe und bedeckt sich damit. Unter diesem hält sie Wache, und suchet die kleinen Mücken, die den Thau und Honig unsrer Blume auszusaugen pflegen, aus ihrem Hinterhalte zu überfallen. Sie suchet sich zwar durch Zusammenwicklung ihrer Blätter von diesen bösen Gästen, so viel als möglich, zu befreien; aber vergebens. Sie muß in der Folge verwelken, oder ihre, von diesem Gifte angesteckten Blätter, fallen ab. Sie durchbohren ferner die Hülse des Saamens, machen sich unvermerkt eine kleine Oeffnung hinein, und stehlen heimlich den Schatz hinweg, den die Natur in sie verborgen hat. Und man wird gewiß den Dieb nicht leicht entdecken, wenn man ihn nicht möglichst auflauert.

Da sich die Schnecke bekanntermaßen an feuchten und wäßrichten Orten aufhält, so hän=

get sie sich oben an den Gipfel der Nelke, als dem saftigsten Orte, an, und spaltet ihn entzwei. Nach dem sie alle Blumen bespieen hat, suchet sie ein andres Aestlein zu benagen, und läßt nicht eher nach, bis sie die ganze Nelke, woran sie sich gehängt, zernichtet hat. Wir müssen sie fleißig unter ihrem Schleimhause aufsuchen und einzeln vertilgen.

Die Ameisen kann man leichter ausrotten; man darf nur, wenn man sie wahrnimmt, einen mit Honig überzogenen Becher an den Stock stellen, so werden sie alle in den Becher kriegen, und die Blume zufrieden lassen.

Die Raupe thut gleichfalls sehr großen Schaden, und geht fast so wie die Schnecke zu Werke. Man kann sie, weil sie nur des Nachts auf dem Raub ausgehet, auch nur zur Nachtzeit aufsuchen, und sie ausrotten. Sie verbergen sich auch oft unter die Knoten, oder Stempelchen der Nelken.

No. 146.

Methode die Nelken zu begießen, und was dabei zu beobachten ist.

Wir haben freilich schon vieles in voraus von diesem Artikel gesagt, doch finden wir es für höchstnöthig, davon noch besonders zu sprechen, weil dieses der einzige Weg ist, wodurch die Nelken erhalten werden können.

Bleibt, wie oft gesagt worden, der Regen außen, nach dem die Nelken an ihren Ort und Stelle gebracht sind, so kommen wir ihnen durch das Begießen zu Hülfe. Wir sehen hauptsächlich dahin, daß die Aesche und Scherbel ganz gleich stehen, damit sich das Wasser, welches wir ihnen auf oben beschriebene Art beibringen, in denselben gleich ausbreiten und der ganzen Pflanze gleichmäßig mittheilen könne. Würden wir sehen, daß der Durst der Nelke noch nicht genugsam gestillet wäre, so gießen wir noch ein wenig Wasser in den untersten Topf, (in den Untersatz oder Säuger) in welchem unsre Aesche stehen.

Wann es sich denn auch, wie oft geschiehet, ereignen sollte, daß die Erde austrocknete, und sich von dem Topfe losgerissen hätte, so, daß zwischen dem Topfe eine Lücke oder Raum bliebe, so muß dieser nothwendig mit den Fingern, mit

denen man die Erde ringsum in die Lücke scharret, wieder ausgefüllet werden.

Ferner sollen wir gleich Morgens Wasser aus dem Brunnen schöpfen, selbes in ein Faß oder Becken schütten, und an die stärkste Sonnenwärme, setzen, damit es von deren Stralen erwärmt werde. Darauf untersuchen wir es wohl, ob es rein, und nicht etwa mit mehr erwähnten schädlichen Dingen vermischt ist. Das Flußwasser ist zur Sommerszeit hierzu weit besser, als das Wasser aus kühlen Brunnen und Bächen; es wäre denn, daß man es zuvor in die Fässer getragen, und an die Sonne gesetzt hätte. Dieses Wasser führet eine gewisse Kruditát mit sich, welche sich auch so lange nicht verlieret, als bis man es absondert. So hat und behält es auch stets eine gewisse Kälte, welche ihm von andern zufließenden Wasser mitgetheilt wird. Eben so taugt auch das schlammige Wasser zum Begießen nichts, weil es mit seinem Unflat von dem es nie befreiet wird, gleichsam die Erde ansteckt. Dieses ist nun ein für allemal als wahr anerkannt worden, daß man sich nie zum Begießen stinkender Wasser bedienen müsse, weil sie der Nelke wirklich ihr Verderben und Untergang verursachen.

Die mineralischen und schwefelschwangern Wasser, welche zuweilen an einigen Orten in

den Adern der Erde gefunden werden, sind ebenfalls schädlich.

Da wir bereits schon an andern Orten gesagt haben, mit was für Wasser die Erde begossen werden soll, so wäre es überflüssig solches noch einmal zu wiederholen. Wir wollen nur noch kürzlich erinnern, daß die Nelken allemal Abends nach Sonnen Untergang müssen begossen werden. Denn, würde man sie bei vollem Sonnenscheine begießen, so könnte dieß nicht nur der Nelke nichts helfen, weil sie wieder ausdrocknen, sondern ihr auch garstige Flecken zuziehen, und verursachen würde, daß die Blätter gar verdorreten. Eben so wäre es auch der Nelke nicht zuträglich, wenn man sie des Morgens begösse, weil, wenn die Sonne darauf ihre brennenden Stralen auf sie würfe, die nassen Blätter ebenfalls austrocknen würden. Die Blätter müssen auch bei dem Begießen, so viel als möglich ist, verschonet bleiben.

No. 147.

Bestimmung des Ortes, wohin man die Nelken, um sie dem Ungeziefer zu entziehen, stellen müsse.

Wir wissen, daß die Sonne, das starke Begießen und das vorgenannte Ungeziefer die Blüthe

beschädigen, und der Blume ihren Glanz verdunkeln. Wir wollen deshalb hier von den Mitteln noch etwas sagen, mittelst deren die Nelken vor alle dergleichen Zufälle sicher gestellet werden können. Wir machen uns von Bretern oder Stroh eine Decke, die wir an einen Ort hinsetzen, wohin die Sonne entweder gar nicht, oder doch nur wenig scheinet. Sodann müssen die Blumengestelle von der Mauer oder Wand abstehen, und rundum frei seyn. Wir stellen die Füße des Gestelles in Aesche, die mit Wasser angefüllet sind, damit das Ungeziefer abgehalten werde, hinauf zu laufen. Oder wir nehmen Vogelleim mit Brennöhle vermischt, streichen etwas davon auf kleine, zwei bis drei Finger breite, Stückchen Pergament, heften diese oben an jede Pfoste an, und wiederholen von Zeit zu Zeit das Uiberstreichen mit dem Vogelleime, so fangen sich die Thierchen selbst. Und wenn sich ja einige an den Scherben zwischen den Bretern oder oben auf den Pfosten verborgen hätten, oder davon geflogen wären, so müssen wir Schöpsen- oder Kalbsklauen oben über die Scherbelstäbe hängen, oder wir legen Besenreiser dahin, wo die Töpfe stehen, oder aber wir machen Deuten oder Kappen vom Papier, oder Zeug, und hängen sie an den Stengel. Wir werden ohnfehlbar diese Feinde des andern Morgens unter diesem Obdache, welches sie für ihren Zufluchtsort ansehen, finden, sie abnehmen und tödten können.

No. 148.

Bestimmung der Gegend, die für die Nelken am diensamsten ist.

Ganz gewiß ist es, daß zum Wachsthum der Nelken gute, starke und freye Luft erfordert werde. Auch sumpfigte Oerter, Wiesen und Moräste, die nahe bei ihrer Flur liegen, tragen sehr viel zu ihrem Wachsthume und Fortkommen bei. Wir können unsre Meinung mit einem, aus der Natur und Lage der Oerter oder Gegenden genommen, Beispiele beweisen. Wir sahen daß in Holland die Nelken weit schöner, dicker und breiter, als in andern Gegenden, gedeihen. In Frankreich hingegen, wo die Wärme schon heftiger ist, sahen wir weniger lebhafte und schöne Nelken.

Wir stellen unsre Nelken von sechs bis eilf Uhr in die Morgensonne, und des Abends von drei- bis fünf Uhr in die Abendsonne. An diesem Stunden ist die Sonnenhitze nicht zu groß. Doch ist den Nelken die Morgensonne am zuträglichsten; sie erfrischet sie, so zu sagen, und wirkt, daß sie allgemach ihren Stengel treiben. Die Abendsonne erhält noch etwas von der Mittagshitze, welche die Luft und Erde erwärmet, da im Gegentheil des Morgens die Luft frisch ist und die Stralen der Sonne abkühlet. Wenn sich nun die Nelke die Nacht hindurch, sowohl durch die kühle, schale Luft, als auch durch den Thau erkältet hat, so ist

es billig, daß sie durch die ersten Sonnenblicke, die mild und angenehm sind, wieder erwärmet werde.

Die Stellung der Nelken muß so beschaffen seyn, daß sie nicht wider eine Mauer zu stehen kommen, denn wenn sie nur auf einer Seite Luft haben, so treiben sie auch nur auf einer Seite Einschläge. Und gesetzt, sie triebe auch auf beiden Seiten, so würde sie doch, aus Mangel der Luft, kraftlos bleiben, oder ersticken. Auch schadet das Zurückprallen der Sonnenstralen von der Mauer den Nelken in so ferne, daß sie von der übergroßen Hitze ausgetrocknet werden, und eine Krankheit bekommen, welche man den weißen Rost nennet. Endlich findet auch das Ungeziefer bei dieser Stellung der Nelken einen leichten Weg sie zu verderben, indem sie sich der Mauer, gleich einer Leiter bedienen, und sich der Nelken bald bemeistern. Auch haben die Nelkenfeinde überdieß noch den Vortheil dabei, daß sie sich, wenn sie ihre Beute gemacht haben, in guter Ordnung wieder zurückziehen können. Sie verbergen sich des Tages in die Risse der Mauer, und fangen des Nachts ihre Streifereien aufs neue an.

Es wird deshalb gut seyn, wenn die Nelken auf einem weiten, breiten, und von der Mauer entfernten Platze bei gnugsamer Luft und Morgensonne stehen. Man stellet sie hier auf breterne Gerüste, die Stufenweise gebauet seyn müssen, und zwar also, daß die Luft von allen Seiten durch die Stengel streichen, und man bequem um dasselbe herum gehen kann.

Vierter Abschnitt.

Beiträge zur richtigen Kenntniß und Beurtheilung der Pferde.

Von dem Unterschiede der Farben an den Pferden.

Weil sich manche einbilden, daß man die Temperamente der Pferde aus ihren Farben ernen könne, so haben wir nicht für unnöthig erachtet, folgende Tabelle von der Natur, den Zeichen und Farben der Pferde hieher zu setzen, bitten aber diejenigen unsrer Leser, welche über diese, selbst unter vielen Roßhändlern herrschende, Vorstellung hinaus sind, uns deswegen nicht als irr- und abergläubisch zu verketzern, sondern alles, was darüber in der Folge noch angeführt wird, blos von der historischen Seite zu betrachten.

Tabelle, von der Natur, von den Zeichen, und den Farben der Pferde.

Elemente.	Innerliche,	Aeuserliche,	Natur.
Luft,	Sanguinisch warm und feucht	Kastanienbraun, oder Apfelgrün,	geschickt.
Feuer,	Cholerisch, hitzig, trocken,	Lichtbraun, Fuchs,	Zornig und Hitzig.
Wasser,	Phlegmatisch, feucht und kalt,	Weiß oder Lichtfahl.	Wiehrig.
Erde,	Melancholisch, kalt u. trocken,	Rapp und Schwarzbraun,	Ungeschickt.

I.

Von der braunen Farbe.

Braun heißet ein Pferd, welches einen schwarzen Schweif, und schwarze Mähnen hat, wenn es schon, auser diesen, eher ein Fuchs heißen könnte. Diese Farbe soll ihren Ursprung, aus dem Elemente der Luft, und zum Theil des Feuers haben, derowegen ist sie mehrentheils Sanguinischer Eigenschaften, und hat insgemein nachfolgende Natur in sich:

Erstens; Daß solche Pferde, freudig, keck, und kühn sind,

zweitens; daß sie hurtig, und geschwind sind, laufen bald, sind gelehrig und arbeitsam.

Die braunen Pferde haben verschiedene Namen. Es giebt: Erstlich, Lichtbraune, diese sind gemeiniglich matt, und weicher Farbe; ob sie schon einer hitzigen Natur sind, und im Anfange sich stark zeigen, so hat es doch in die Länge keinen Bestand.

Zweitens; Goldgelbe, oder Goldbraune. Diese haben ein schönes Ansehn, wenn sie besonders mit einem schwarzen Zeuge geschmückt sind. Es sind hitzige, zornige, und darneben matte Pferde, die nicht ausdauern.

Drittens; Kirschbraune, so ein wenig ins röthliche spielen; sie sind hitzige, und cholerische Pferde.

Viertens; Kastanienbraune, ist die beste Farbe unter allen.

Fünftens; Dunkelbraune, sind zweierlei. Die einen sind gespiegelt, wie die Apfelgrauen, die andern sind um die Schenkel hinten beym Geschröt und der vordern Hüften, auch in den Kniekehlen, um das Maul und die Augen lichtbraun, welche so ziemlich gute Pferde sind.

Sechstens; Schwarzbraune, sind gemeiniglich hitzige, und cholerische Pferde.

2.

Von der grauen Farbe.

Diese soll ihren Ursprung von dem Elemente des Wassers haben, und je lichter sie ist, desto mehr Phlegma und Feuchtigkeit anzeigen. Je mehr sie sich aber auf schwarze Farben ziehet, destomehr Cholerisches und Melancholisches sie hat. Dieß ist eine gute Farbe, unter der es ebenfalls viel freudige, und rasche Pferde giebt. Denn sie sind ihrer Natur nach viel thätiger und sittsamer, als die braunen, und bei weitem nicht so hitzig.

3.

Von den weißen Pferden.

Weiße Pferde giebt es zweierlei:

Erstlich; Durchausweiße.

Zweitens; Solche, die weiß sind, und schwarze Hufe haben.

Die weißen Pferde werden sehr geschätzt, besonders wenn sie schöne, große, schwarze Augen haben, und schwarz geschrötet sind.

Sichelhaarigt und Hechtgrau, sind mancherlei, und befinden sich meistens in Ungern.

Apfelgrau sind vielerlei, und allezeit einige lichter und dunkler, als die andern. Und gleichwie die apfelgraue Farbe insgemein die beste unter den grauen ist, also ist auch selbst unter den apfelgrauen die wieder die beste Farbe, die sich mehr auf Himmelblau zeigt, und runde Spiegel über den ganzen Leib hat. Diese werden für die herrlichsten und ausgelassensten Pferde gehalten, weil man ihrer sehr wenig findet.

Ein Schwarzschimmel ist, der nur wenig weiße Haare hat, sonst aber ganz schwarz siehet. Nur junge Schimmel haben diese Farbe, denn sie bekommen immer mehr Weißes, je älter sie werden.

Der Rothschimmel ist mit rothen Haaren durchschossen; Spiegelschimmel nennt man den, welcher mit weißen Haaren eingefaßte, schwarze Flecken hat.

Der Hechtschimmel, Hechtgraue, oder Sichelhärige, siehet meistens blau aus, wie ein Hecht.

Der Honigschimmel hat seinen Namen daher, weil diese Farbe etwas Aehnliches mit der Farbe des Honigs hat,

Ein Grauschimmel ist es, wenn die weiß und schwarz vermengten Haare dem Auge ein graues Ansehn geben.

Der Forellenschimmel, Mückschimmel oder Fliegenschimmel, ist mit kleinen Flecken, wie Mücken, bezeichnet; sie sind roth, schwarz u. s. w.

4.

Von den Tiegern.

Ein Tieger hat kleine, runde Flecken, die an seiner ganzen Haut, und sogar am Hufe sind. Er heißt nach der Farbe solcher Flecken:

Schwarztieger.

Brauntieger.

Rothtieger.

Schabracktieger ist nur auf dem Rücken mit einen großen Flecken, wie mit einer Schabracke, versehn, und übrigens wie ein Tieger gefleckt.

Ein Bunttieger heißt der, dessen Flecken mancherlei Farben haben.

5.

Von den Schecken.

Ein Scheck heißt, der große und kleine eben so runde Flecken hat, als ein Tieger, er mag sonst auch so viele Flecken haben als er will. Weil nun, wie oben gesagt ist, die Farbe seine Anzeige von des Pferdes Eigenschaft seyn soll, so folget, daß die Schecke eines bessern Temperaments sind, als die andern Pferde, und sollen deshalb viel besser gehalten werden; sonderlich, wenn sie so gezeichnet sind, daß sich die Farben unter einander gemenget haben. Da man aber nicht leicht einen Scheck mag antreffen, der nicht eine Farbe mehr, als der andre habe, so muß man wissen, daß ein Scheck eben die Eigenschaften hat, wie die Farbe ausweist, deren es am meisten hat, doch wird immer eine durch die andere temperiret.

Die Schecken werden für gut gehalten, wenn sie nachfolgende Eigenschaften haben: Nämlich, daß die Farben gleich unter einander gesprenkt seyn, und zwei oder drei weiße oder schwarze Füße haben.

Diejenigen, welche große Flecken haben, wie die Kühe, und von einer lichten Farbe sind, taugen besser zum Fahren, als zum Reuten. Den Namen nach hat man folgende Gattungen von Schecken:

Schwarzschecken,

Braunschecken,

Fuchsschecken,

Gelbschecken.

Hermelinscheck oder Perlenscheck, heißt er, wenn die Flecken Perlenfarb sind.

Porzellainscheck heißt ein Pferd, dessen Flecken sprenklicht sind, es mag in einer Farbe seyn, in welcher es will.

6.

Von den Füchsen.

Diese Farbe soll ihren Ursprung aus dem Elemente des Feuers, und der Luft haben, und cholerischer, hitziger Eigenschaften seyn.

Nachdem nun ihre Farbe ist, sind sie gemeiniglich hitzige Pferde, geschwind, rasch, freudig, und insgemein gute Springer, wobei absön-

derlich zu merken, daß man diese Pferde vor allen andern mit Sanftmuth, und Geduld, ohne Gewalt, abrichten, und regieren muß, sonst macht man sie nur hitziger, und zuletzt ganz verwirrt. Ein Fuchs heißt, der eine rothe, oder nur ins rothe, spielende Farbe hat, wenn nur der Schweif und die Mähnen nicht schwarz sind.

Lichtfüchse, sind zweierlei, die einen mit weißen Mähnen, Kopf und Schwanz, und sonsten über den ganzen Leib gar roth.

Der andern Lichtfüchse sind vielerlei, und ist einer dunkler oder lichter als der andre. Dieß ist eine gemeine Farbe und obwohl die Füchse alle insgemein hitzig, freudig, und zornig sind, so währet doch ihre Wuth nicht lange, denn sie sind weiche Pferde, verzagen bald, und sind in der Arbeit nicht ausdaurend; man muß sie sittsam unterrichten und regieren.

Rothfüchse; diese Farbe ist nicht gemein, man findet sie selten; sie haben ein schönes Ansehen.

Stahlfüchse, ist die gemeine Art, und die Farbe der Bauerpferde.

Der Schweißfuchs, ist dunkelroth, oder purpurfärbig.

Der Goldfuchs, hat seinen Namen von der Farbe, welche der Goldfarbe ähnlich ist; sie spielet unvergleichlich in der Sonne.

Der Rußfuchs oder Kohlfuchs, siehet fast aus wie ein Rapp, ist aber dabei röthlich, welches am deutlichsten zu sehen, wenn das Pferd, in der Sonne, oder sonst an einem hellen Orte stehet.

7.

Von den Falben.

Falb hat den Namen von der falben oder fahlen Farbe.

Schwarzfalb hat bei seiner falben Farbe viel Schwarzes, sonderlich um den Kopf und Hals herum, und zwar mehr im Winter, als im Sommer.

Mausfalb hat eine Aehnlichkeit, mit der Farbe dieses Thieres.

Goldfarb, heißt also von der Goldfarbe; er hat auch zuweilen viel Schwarzes.

Strohfalb und Hellefalb, kennet man aus den Worten.

8.

Von den Rappen.

Diese Farbe hat ihren Ursprung aus der Erde; die Rappen sind deshalb gemeiniglich melancholischer Natur, zornig, schwermüthig, träge, faul, und wenn sie zornig werden, lassen sie sich nicht so leicht wieder besänftigen, als andere Pferde; sind oftmals ungetreu, eigensinnig, und vergessen bald, was man sie unterrichtet.

Lichtschwarz ist eine gemeine Farbe, und Kohlschwarz, eine schöne Farbe.

Huber (Auber) ist der, welcher an der Mähne und an dem Schweife, schwarze Haare hat, dabei aber mit schwarzen Haaren durchschossen ist. Uiberdiß hat er vorne eine weiße Blässe, und weiße Füße.

Mohrenkopf muß nur an dem Kopfe schwarz, und im übrigen wie ein Schimmel seyn.

Starenfarb kommt, wegen der Vermischung der weißen und grauen Haare, mit der Farbe der Staarenfedern überein.

Weil es mit den Farben, auf eines jeden eigene Meinung ankommt, was er für das Schönste hält, so ist deswegen hier nicht entscheidend mit angeführet worden, welche Farben die schönsten sind.

Um zu wissen, welche Farben der Hengste und Stuten zusammengethan werden müssen, wenn man diese oder jene Farbe an den Fohlen bekommen will, hat man in verschiednen Stutereien die Farben der Hengste, Stuten, und der davon gefallenen Fohlen angemerkt.

Aus der Vergleichung dieser Verzeichnisse, von vielen Jahren her, hat man nun gefunden, daß die Natur hierinnen gar ungewiß zu bestimmen sey. Schimmel und Fuchs, es mochte die Stute ein Schimmel seyn, oder der Hengst, brachten meistens Schimmel, auch Füchse, Braune rc. Schimmel und Rapp brachten meistens auch Schimmel, Füchse, Braune, Huber, rc. Schimmel und Braune, brachten meistens Braune, Schimmel, Rappen, Füchse, Falben rc. Scheck und Schimmel brachten Schecken, Schimmel auch Rappen rc. Scheck und Rapp, brachten Schecken, Braune, Füchse rc. Schecken und Braun, brachten meistens Braune, Schecken, Schimmel, auch Falben rc. Tieger und Rapp, brachten Tieger rc. Fuchs und Rapp, bringt selten was anders als Rappen, Fuchse und Braune rc. So auch Fuchs und Braun, bringt meistens Braune, Füchse, Rappen rc. Braun und Rapp hat wieder nur Braune und Rappen, selten einen Schimmel gebracht rc. Falben und Rappen brachten, Falben, Schimmel rc. Huber und Braune, brachte auch Huber und Braune rc. Huber und Schimmel, brachte auch Huber und Schimmel. Huber und Rappe, brachte Schim-

mel und Rapp ꝛc. Schimmel und Schimmel, brachte bisweilen Braune, Rappen und Füchse. Fuchs und Fuchs, brachte bisweilen Rappen und Braune ꝛc. Braun und Braun, brachte bisweilen Rappen, Huber ꝛc. Rapp und Rapp, brachte bisweilen Braune.

Wenn sich diesemnach die Natur durch die Natur selbst nicht einmal gewiß bestimmen läßt, wie viel weniger muß darauf etwas zu halten seyn, wenn man aus allerhand Mitteln lernen will, wie man Pferde von einer Farbe erhalten könne, welche man nur immer wolle. Ein solches Mittel ist, wenn man vor dem Hengst und der Stute ein Tuch von solchen Farben ausbreiten soll, als man an den Fohlen erhalten will.

Zum Gebrauche giebt es unter allen Farben gute und schlechte Pferde. Wer auf Schecken, und Rappen vieles hält, der erhält mit ihnen auch das Besondere, daß sie viel mühsamer gewartet werden müssen, in dem Waschen und Putzen, als die Pferde von den andern Farben.

9.

Das Alter der Pferde zu erkennen.

Obgleich das Alter in der Natur eines jeden Thieres seine Veränderungen mit sich bringet, so

sind doch solche Veränderungen selten so beschaffen, daß man die Jahre desselben daraus beurtheilen könnte. An den Pferden hat man aber die aus dem Alter entstehenden Veränderungen so in Acht genommen, daß man endlich die Jahre darnach bestimmen lernte. Die Zähne geben hierbei die deutlichsten und gewissesten Merkmale.

Wie nun das Alter am besten an den Zähnen erkennet werde, kann man aus folgenden merken: Ein Pferd hat von Natur in allen vierzig Zähne. Die hintersten im Maule, deren zwölf unten, und zwölf oben sind, heißen die Stockzähne. Diejenigen, welche mehr vorwärts, sind die vier Hacken. unten und oben auf beiden Seiten einzeln stehen. Diese vier Hacken sieht man ordentlicher Weise an keinem Maulesel, und auch an keiner Pferdestute. An diesen Hacken aber, und an den zwölf vordern Zähnen, deren sechse oben und sechse unten stehen, kann man das Alter der Pferde erkennen. Wenn das Fohlen acht bis vierzehn Tage, oder drei Wochen alt ist, so bekommt es zuförderst oben und unten zwei Zähne. Diese vier ersten Zähne nennt man die Milchzähne, oder Saugzähne; mit Unrecht Federnzähne, an statt Vorderzähne. Nach einem oder zwei Monaten bekommt es neben diesen vier Zähnen noch vier, nämlich oben zwei und unten zwei. Diese heißen die Vorschieber, oder Mittelzähne deswegen, weil sie in der Mitte stehen, zwischen den Milchzähnen, und den Eckzähnen. Diese

vier Eckzähne bekommt es, wenn es acht, bis zehen Monate oder ein Jahr alt ist. Alle diese zwölf Zähne heißen: Fohlenzähne, oder Jungzähne, weil sie zuerst gekommen sind.

Siehet man in dem Munde des Fohlen, nicht mehr als die vordersten vier Milchzähne, so ist es schon älter, als acht Tage, aber noch nicht älter als zwei Monate.

Siehet man, daß es vorne, unten und oben, nicht mehr als acht Zähne hat, nämlich die vier Milchzähne, und die vier Mittelzähne, so ist es schon älter, als zwei Monate, aber noch nicht älter als ein Jahr.

Siehet man daß ein Fohlen auch die vier Eckzähne hat, und also oben mit allen sechs Vorderzähnen versehen ist, und auch unten alle sechs Vorderzähne hat, so ist es schon ein Jahr alt.

Wenn ein Fohlen noch nicht zwei Jahr alt ist, so hat es noch weiche Haare, wie Rehhaare, die man zu Polstern gebraucht, und diese Haare liegen ihm nicht genau an dem Leibe an, sondern sie borsten in die Höhe, und sind oft dabei kraus, wie an einem Budel. Die Mähne, und der Schweif an einem solchen jungen Fohlen sehen auch aus, wie gekämmte Wolle, und die Haare daran sind nicht gerade, sondern gekrauset wie eine ausgedrehte Schnur. Wenn es aber nur zwei Jahre alt ist, so liegen die Haare schon eben

und glatt an den Leibe an, und die Haare der Mähne und des Schweifs sind gerade, wie an einem ordentlichen, ältern Pferde.

Hat ein Fohlen vorne, oben und unten, alle zwölf Zähne, und sind dabei seine Haare an dem Leibe, in der Mähne, und an den Schweif noch borstig und kraus, so ist es älter, als ein Jahr, aber noch nicht älter, als zwei Jahr.

Wenn das Pferd drittehalb Jahr alt ist, so fallen ihm die vordersten vier Milchzähne, die am ersten gewachsen sind, oben und unten heraus, und es schieben an deren Statt vier andre Zähne nach. Dieser heißet der erste Schub, oder der erste Bruch. Die vier nachgeschobenen Zähne heißen Roßzähne. So heißen auch hernach alle die Roßzähne, welche nachgewachsen sind, nachdem die zwölf Fohlenzähne, wiederum ausgefallen waren. Die Roßzähne kann man gar wohl von den Fohlenzähnen unterschieden, weil die Fohlenzähne kurz, klein, weiß, und nicht hohl sind, da die Roßzähne hingegen länger, breiter, bräuner, schrumpfigter, und hohl sind.

Hat ein Fohlen noch alle zwölf Fohlenzähne, aber dabei schon glatte Haare, an dem Leibe, und gerade Haare in der Mähne, und in dem Schweif, so ist es zwei Jahr alt, aber noch nicht älter als zwei und ein halbes Jahr.

Hat es schon vorne, oben und unten, vier schrumpfigte, braune, und oben herein hohle Roßzähne, und übrigens noch dabei die acht Fohlenzähne oben und unten, so ist es zwei und ein halb Jahr alt, und noch nicht älter, als drei und ein halb Jahr.

Im vierten Jahre wirft es abermal und zwar die vier mittlern Fohlenzähne, welche neben den ersten Roßzähnen stehen, aus. Anstatt dieser ausgeworfenen mittlern Fohlenzähne, bekommt es auch wieder vier andre Roßzähne, so daß nur noch die vier Eckzähne von den Fohlenzähnen übrig sind.

Dieses ist der zweite Bruch. Im fünften Jahre fallen endlich auch die vier letzten Fohlenzähne, nämlich die vier Eckzähne aus, und kommen an deren Statt wiederum vier schrumpfigte, braune, und von oben herein hohle Roßzähne, so daß also das Pferd nun alle Fohlenzähne verloren, und alle Roßzähne dagegen erhalten hat. Dieses ist der dritte Bruch.

Der Herbst ist gemeiniglich die Jahreszeit, in welcher diese Brüche vorgehen. Der erste Bruch ist dem Fohlen gefährlich, weil es viel dabei ausstehen muß, und leicht davon blind werden kann. Die andern zwei Brüche haben nichts auf sich. Wiewohl, die Hengste und Wallachen, die ihre vier Hacken auch im fünften Jahre bekommen, doch gemeiniglich noch etwas ausstehen müssen; indem sie leicht eine Krankheit an den Augen

bekommen, wenn die obern Hacken hervorbrechen. Die untern Hacken kommen etliche Monate eher, als die obern. Es geschieht auch zuweilen, daß ein Pferd nur die untern, und gar keine obern Hacken bekommt.

Sobald die Roßzähne alle vorhanden sind, und etwa auch die Hacken, so ist es nicht mehr ein Fohlen, sondern es heißt ein Pferd.

Hat es nun die vier letzten Fohlenzähne, nämlich die vier Eckzähne, so ist es über drei und ein halb Jahr alt, aber noch nicht älter, als fünf Jahre.

Die Roßzähne haben von oben herein eine Höhle, wie schon gesagt worden. Den Grund von dieser Höhle in jedem Zahne siehet man nicht wohl, bis das Pferd sechs Jahr alt ist. Alsdenn hat sich dieser Grund in die Höhle begeben, und man siehet ihn als einen braunen Flecken, den man den Kern die Käume, oder Bohne nennt. Dieser Kern ist an den untern und obern Zähnen, zu sehen, er führet sich aber nach und nach durch das Malen der Zähne also ab, daß die Zähne oben ganz glatt und weiß werden. An allen Unterzähnen führet er sich eher ab, als an den obern, so daß er sich in dem siebenden Jahre in den zwei vordersten untern Zähnen abgeführet hat. In dem achten Jahre führet er sich auch in den darneben stehenden zwei mittlern Zähnen ab. Im zehnten Jahre führet er sich auch auf den zwei Eckzähnen ab.

Hat ein Pferd schon alle Roßzähne, und man siehet auf allen untern Zähnen noch keinen Kern in den Höhlen, so ist das Pferd schon fünf Jahr alt, und noch nicht älter, als sechs Jahre.

Siehet man auf allen untern Zähnen einen braunen Kern in der Höhle, so ist es sechs Jahr alt, und nicht älter als sieben Jahre.

Hat sich der braune Kern auf den zwei untern Zähnen weggeführet, daß nur diese zwei Zähne oben weiß sehen, und die vier übrigen untern Zähne den Kern noch haben, so ist es sieben Jahr alt, aber noch nicht älter, als acht Jahr.

Hat sich der Kern auch an den zwei mittlern Zähnen schon abgeführt, so daß nur die untern zwei Eckzähne den Kern noch haben, so ist das Pferd acht Jahre alt, aber noch nicht älter als neun Jahre.

Hat sich der Kern auch auf den zwei untern Eckzähnen, und mithin auf allen untern Zähnen abgeführet, so ist es neun Jahr alt.

Einige Pferde, sonderlich die Pohlnischen, Ungarischen, und auch viele Stuten, erhalten zwar die braunen Flecken auf den Zähnen, ohngeachtet die Höhle völlig ausgewachsen ist, und die Zähne sich genugsam abgemahlen haben, bis in das zehnte Jahr; (man nennt sie im Französi-

schen Begus) es hindert dieses aber nicht, daß man an ihnen nicht auch sollte das Alter eben so genau bestimmen können, als bisher geschehen, ist, wenn man nur folgendes dabei bemerket. Wenn sich der Kern im sechsten Jahre auf den untern Zähnen zeiget, so machet er noch eine Höhle aus. Diese Höhle nun führt sich nach und nach also weg, daß der Zahn oben ganz flach wird, und eben damit führet sich auch die braune Schale weg, wenn sie dünn ist; ist sie aber dicke, so führet sich diese braune Schaale nicht wohl weg. Man urtheilet aber, alsdann doch richtig, wenn man nur noch diese Regeln berücksichtiget:

Hat sich die Höhle auf den untersten, vordersten Zähnen gleich abgeführet, so ist das Pferd sieben Jahr alt.

Hat sich die Höhle auch auf den mittlern Zähnen gleich abgeführet, so ist es acht Jahr alt.

Hat sich die Höhle auf den untern zwei Eckzähnen, und folglich auf allen untern Zähnen, gleich abgeführet, so ist es neun Jahr alt.

Ein neunjähriges Alter zeigt auch ungefähr der offne Rachen an.

Im zehnten Jahre bekommt es an den obern Eckzähnen Kämme, oder kleine Häcklein, welche von den untern Eckzähnen eingezwickt worden.

Wenn sich nun an den untern Zähnen von dem harten Futter der schwarze Kern und alle Kämmung abgeführet hat, so hat man noch ein Merkmal an den obern Zähnen. Denn, um das eilfte oder zwölfte Jahr führet sich erst der braune Kern an den vordersten zweien Oberzähnen weg. Im funfzehnten Jahre führt sich auch der braune Kern an den darnebenstehenden, mittlern Zähnen weg. Im siebenzehnten Jahre verliert sich endlich der Kern an den obern vier Eckzähnen also, daß nun auch an allen obern Zähnen kein brauner Kern mehr anzutreffen ist. Sollte auch an den obern Zähnen der Kern sich nicht verlieren, so hat man sich nur auch, wie bei den Unterzähnen, darnach zu richten, ob die Höhlen gleich geführet sind, oder nicht. Diejenigen Pferde, welche Hacken haben, geben auch mit diesen etwas von ihrem Alter zu erkennen, man kann aber an diesen die Kämmung nicht sehen, sondern man muß sie mit den Fingern zu fühlen suchen. Denn auf der einen Seite des Hackens, welche gegen die Zunge stehet, verspüret man zwei Höhlen, wenn das Pferd noch neun oder zehn Jahr alt ist. Wann es eilf bis zwölf Jahre alt ist, so sind aus diesen zwei Höhlen eine Höhle geworden. Endlich führet sich auch diese eine Höhle gar gleich, wenn das Pferd zwölf Jahre und drüber alt ist.

Spüret man mit den Fingern an den untern Hacken inwendig zwei Höhlen, so ist das Pferd zehen Jahre alt, und noch nicht älter als eilfe.

Spüret man nur noch eine Höhle, so ist es eilf Jahr alt, und noch nicht älter als zwölf Jahre.

Hat sich der braune Kern, an den zwei vordersten Oberzähnen weggeführet, und ist hingegen an den übrigen vier Oberzähnen noch zu sehen, so ist es zwölf Jahre alt, und noch nicht älter als funfzehen Jahre.

Hat sich der brauner Kern, auch an den zwei Mittelzähnen weggeführet, so, daß nur noch von den Oberzähnen die zwei Eckzähne den Kern haben, so ist es funfzehen Jahr alt, aber noch nicht älter als siebenzehn Jahre.

Bei allen diesen ist weiter nichts zu erinnern, als daß man sich hüte, die vier vordersten Fohlenzähne für Roßzähne zu halten, wenn das Pferd nur zwei Jahr alt ist; denn in diesem Alter sind die vier vordersten Fohlenzähne brauner und größer, als die übrigen Zähne, so daß man sie schon für die ersten nachgeschobenen Roßzähne halten könnte, und sich fälschlich einbilden dürfte, als hätte das Pferd den ersten und gefährlichsten Bruch schon überstanden, und wäre nun drei Jahr alt.

Um die Gewißheit zu erhalten, ob es würklich Roßzähne, oder nur die alten Fohlenzähne noch sind, muß man nur Acht geben, ob die Höhle darinnen noch wahrzunehmen, welche die

Zähne noch würklich haben müssen, wenn es Roßzähne seyn sollten. Es läßt sich an den Zähnen noch auf eine andre Weise etwas von dem Alter erkennen: Wenn es fünf Jahr alt ist, so hat es schon die vier letzten Roßzähne, an den vier Ecken oben und unten, geschoben. Diese neuen Eckzähne gehen nur einen halben kleinen Finger breit über dem Zahnfleische hervor. Wenn es sechs Jahr alt ist, so sind diese vier Eckzähne noch um einen halben kleinen Finger breit länger. Wenn es sieben Jahre alt ist, so sind sie wieder um einen halben kleinen Finger länger. Wenn es acht Jahre erreichet hat, so sind sie wieder um so viel länger, und alsdann sind diese vier Eckzähne erst mit den übrigen Zähnen in gleicher Länge, und man sagt nun, das Pferd hat ausgegleichet. Im neunten Jahre fangen auch die vordersten, und zuerst geschobenen, vier Roßzähne oben und unten an länger zu werden. Im zehnten Jahre werden sie noch länger, und mit ihnen werden alsdenn auch die mittlern Zähne länger, die bei dem zweiten Bruch gekommen sind.

Im eilften und zwölften Jahre werden auch die vier Eckzähne wieder mit den andern Zähnen gleich lang, und so werden sie nach und nach immer länger und länger, bis das Pferd achtzehn oder zwanzig Jahr alt ist, da sie alsdann, einer wie der andre, so lang als ein kleiner Finger sind. So werden auch die Zähne von dem

zehnten Jahre an immer gelber, da sie vorher braun ausgesehen haben, bis sie endlich gar im hohen Alter weiß werden. Durch das Mahlen werden die Zähne, anstatt der Höhlen, die sie zuerst gehabt haben, immer gleicher abgeführt, bis sie endlich ganz rund und zugespitzt werden.

Hieraus folgt nun endlich:

Je länger, weißer und spitziger die Zähne sind, desto älter ist das Pferd.

Wenn auf solche Weise kein Merkmal an den Zähnen zu haben ist, von dem Alter, so siehet man darauf, ob das Pferd, welches übrigens dunkelfarbig ist, weiße Haare um die Augen hat, wie auch auf der Nase, in der Mähne, im Schopfe und Schweife, oder wohl gar am ganzen Leibe. Dieses sind alsdann die grauen Haare, und jemehr sie sich über den Leib ausbreiten, und in den gemeldeten Theilen nach und nach einfinden, desto weiter ist das Pferd schon in dem hohen Alter Denn solche graue Haare kommen gemeiniglich erst im achtzehnten Jahre. Sie können aber auch schon im neunten Jahre an einem solchen Pferde zum Vorschein kommen, welches von einem alten Hengste und Stute herrühret An einem Pferde von weißlichter Farbe ist es ein Zeichen des Alters, wann es im Gegentheil über seinem Leibe schwarze oder rothe Mähler bekommt.

Nun kommen noch einige Kennzeichen vom Alter, welche als alte Meinungen hiermit nur angeführet, nicht angerühmet werden.

Wenn die Augengruben stark hohl sind, gelte es auch für ein Zeichen, daß das Pferd schon alt sey, wiewohl an manchen Pferden von Natur, schon in der Jugend, solche eingefallene Augengruben sind.

Wenn man die Haut des Pferdes zwischen den Daumen und an den andern Fingern zusammen drücket, und wieder fahren läßet, so ist das Pferd noch jung, wenn sich die Haut selbst gleich wieder glatt anleget. Bleibt sie aber runzlicht, so ist das Pferd alt und abgenutzt.

Wenn die Lefzen groß, tief, rauh, und hart anzufühlen sind, so ist das Pferd sehr alt, wenn sie aber sehr weich, sanft, und gelinde anzufühlen sind, so ist es jung.

Nimmt man das Pferd mit den Fingern und Daumen bei dem Sterne, des Schwanzes, nahe an dem Hintern, und es fühlet sich daselbst hart an; wiederum, wenn man zwischen den Fingern und Daumen, auf jeder Seite seines Schwanzes, ein Gelenke fühlet, welches mehr herausgehet, als die andern, und zwar in der Größe einer Haselnuß, so ist das Pferd noch nicht zehen Jahr alt. Wenn aber alle Gelenke daselbst gleich sind, so daß nichts von dem zu fühlen ist, so ist es über zehen Jahr alt.

Wenn der Huf rauh und gleichsam mit Nähten besetzt ist, und deren viele sind, da immer eine über der andern sich befindet, die alle dürre, garstig, und rostig sind, so ist es ein Zeichen eines großen Alters. Dahingegen ein glatter, seichter, weicher, hohler und wohlklingender Huf, eine Anzeige von jungen Jahren ist.

Als Kennzeichen des Alters verdient auch noch folgendes angeführt zu werden: Ohngefähr um das dreizehnte Jahr verliert das Pferd auch die langen Warzen inwendig an den Schenkeln. In Ansehung der äußern Gestalt, ist nur noch zu merken, daß ein Pferd, welches zwei Jahre alt ist, an den Füßen schon eben so lang ist, als wenn es sechs Jahre alt, und mithin schon völlig ausgewachsen wäre. Da nun ein ausgewachsenes Pferd von dem Ellenbogen an bis zu dem Wiederrist eben die Höhe hat, als von der Köthe an, bis zu den Ellenbogen; so kann man an einem Pferd, das schon zwei Jahr ist, sehen, wie hoch es seyn werde, wann es ausgewachsen ist, und zwar also: Man nehme einen Faden, und messe von den Köthen an, bis zu den Ellenbogen. Alsdann messe man auch diese Länge, welche man davon erhalten kann, von dem Ellenbogen an, bis zu dem Wiederrist, in die Höhe. So viel als nun das Maas höher hierauf reichet, als der Wiederrist ist, um so viel wächset auch das Pferd noch in die Höhe.

Es sind mit dem Alter oft noch mehrere unvermeidliche Folgen verknüpft.

Man sagt wohl bisweilen, das Alter ist kein Fehler an dem Pferde, doch werden sehr viele, und zwar nicht ungegründete Ausnahmen gemacht. Man kaufet ein Pferd nicht gerne eher, als bis es den Bruch überstanden hat, weil zu befürchten ist, daß es davon blind werden kann. Ein altes Pferd ist natürlicher Weise nicht mehr so lebhaft, als ein junges, wenn es gleich nicht große Strapatzen ausgestanden hat. Ein altes Pferd siehet sich nicht so rasch um, als ein junges; es läßt die Ohren hängen, die hingegen ein junges Pferd spitzet, und wann es recht alt ist, so läßt es auch die untere Lippe herabhängen. Die dunkelfärbigten Pferde werden auch immer weißer, je länger sie leben. Im vierten oder fünften Jahre, kann man sich das Pferd am besten abrichten, und schon gebrauchen. Das sechste Jahr, ist das beste Alter, bis in das zwölfte. Uibrigens kann ein Pferd fünf und zwanzig bis dreißig Jahre leben und zum Gebrauche gut seyn.

Von der nothwendigen Größe und Tugend eines Pferdes für einen Soldaten.

Es lehrt die Erfahrung, daß einem Kriegsmanne vornehmlich viel an einem guten Pferde gelegen sey, worauf er sich auf dem Marsche und im Streite verlassen könne.

Die Pferde, die zum Kriege gebraucht werden sollen, müssen viele Tugenden haben, nicht allein was die äusere Gestalt, sondern auch ihr Temperament betrifft. Ein Kriegspferd soll eine ziemliche Größe haben, doch nicht zu schwerfällig seyn. Denn die gar zu großen, schweren Pferde haben gemeiniglich den Mangel, daß sie träge, faul, melancholisch, und ungelehrig sind, vermögen keine Arbeit, laufen selten gut, sind ungelenk, und können im Fallen nicht so leicht wieder aufkommen, insonderheit wenn sie schwer bepackt sind.

Ist ein Pferd klein, so taugt es auch nicht, denn es kann in den tiefen Wegen nicht gut fortkommen, so auch in tiefem und starkem Wasser, und werden leicht im Gedränge bei einem Rückzuge darniedergeritten. Deshalb muß ein Kriegespferd von ziemlicher Größe und Stärke, und lieber immer größer, als klein seyn.

Qualitäten, eines guten Reitpferdes.

Es wird vorzüglich zu einem guten Reitpferde erfordert, daß es stark im Rücken, fest auf den Schenkeln sey, gute Füße habe, mit denen es Berg an und ab eben so wohl und gewiß laufe, als auf der Ebene. Es muß einen guten Gang haben, und fast ausbündig rasch seyn, es muß im Laufen lange dauern, und über Graben, Zäune, Stock und Block, wie man zu sagen pfleget, springen können.

Es muß auch hältig und auf beiden Seiten hurtig, geschwind, wendig, zaumrecht und inwendig gesund seyn; es darf sich weder vor Feuer noch Wasser scheuen, weder Berg, Brücken noch Thal achten, und vor Waffen und Geschütz sich nicht entsetzen. Es muß nicht stätig, nicht widerspenstig seyn, sich bei Tage und Nacht gern wischen und sattel, zäumen und beschlagen, auf- und absitzen lassen, und darf weder beißen noch schlagen. Auser diesen Tugenden ist der Reuter stets in Gefahr.

Die Proportion und die Glieder des Pferdes betreffend.

Erstlich vom Maule.

Das Pferdemaul gleicht ganz dem Ruder eines Schiffes, mit dem man das Schiff auf die rechte, und linke Seite wenden kann. Eben so kann man auch ein Pferd mit dem Zaume halten oder laufen lassen, und nach Belieben lenken. Deshalb muß das Maul eines Pferdes von Natur so beschaffen seyn, daß es leicht und gut kann gezäumet werden. Von der Gestalt des Maules muß man wissen, ob das Maul breit, tief, oder schreeg, dicke oder dünne, trocken oder feucht sey? Die großen, tiefen oder weiten Mäuler, wie auch die klaren, satten, und dicken, sind nicht gut. Denn wenn sie zu tief, oder hoch gespalten sind, so schieben die Pferde den Keimreif über sich, und so bald das Keimreif aus seiner Stelle ist, so helfen die Stangen und Mundstücke nichts. Die hohen Mäuler sind gemeiniglich trocken und hart, haben auch insgemein Schwülen oder Frösen, welche sie unter die Mundstücke auf die Biller zu legen wissen, daß sie nach keinem Gebisse fragen, es sey so scharf, oder hart, als es nur immer wolle. Vor diesen soll man sich hüten, indem sie gefährlich sind. Wenn aber ein Pferd ein mittelmäßiges Maul, und feine, zarte, dünne Lefzen hat, so ist dieß eine Anzeige, daß ein solches Maul, feucht und zart, und mit einem schlechten Gebiß

zu zähmen sey. Ein solches Pferd bleibt auch beständig, und der Reuter darf nicht sorgen daß es ihm ausreißen werde. Daß ein Pferd ein feuchtes Maul haben soll, wird vorzüglich deswegen erfordert, daß man erkennen kann, ob das Mundstücke dem Pferde angenehm, mithin ein gutes Maul sey.

Aus dem Schaum des Mauls eines Pferdes kann man erkennen, ob ein Pferd gesund ist, oder nicht. Schäumet ein Pferd nicht, hat es ein dürres Maul, so ist es ein gewisses Zeichen daß das Pferd einen Mangel in Leibe habe, besonders an der Leber, daß es verwahrloset sey, durch das Ueberreiten, oder Erhitzen, vorzüglich wenn es auf die Hitze getränket wird.

Hat aber ein Pferd einen dünnflüßigen oder bleichen Schaum, siehet derselbe nicht schön weiß und dicke, bleibet er nicht an den Lefzen hängen, so bedeutet dieß ein Fehler im Kopf, oder im Gehirne.

Die Hackenzähne sollen gerad stehen, damit sie das Mundstücke nicht inkommodiren, sie müssen einen Finger weit von den untersten Zähnen stehen: Je niedriger sie stehen, je besser es ist. Stehen sie aber einwärts, so sind sie gefährlich, wenn ein Pferd schmale Kinnbacken hat, weil es sich leicht, die Zunge damit verletzen kann.

Die Lefzen müssen zart und dünne seyn, und die Hackenzähne nicht anrühren. Die Zunge

muß nicht lang seyn, daß sie dem Pferde aus dem Maule hänge. Sie muß auch nicht zu dicke, noch zu kurz seyn. Ist sie kurz, so hindert sie das Pferd im Fressen; ist sie zu dicke, so ist das Pferd gemeiniglich hartmäulig.

Das Kinn, wo das Kinnreif lieget, muß zart seyn, die Haut muß gleich auf dem Beine aufliegen, weil dadurch das Pferd das Kinnreif besser empfindet, und sich leichter regieren läßt. Ist ein Pferd zu zornig, so hilft das Keimreif, oder die Kinnkette, eben so viel, wo nicht mehr, als das Mundstücke selbst.

Die Nasenlöcher müssen weit und aufgeblasen seyn, damit das Pferd desto mehr Luft und Athem holen könne. Ueberdieß bedeuten noch die aufgeblasenen Nasenlöcher an den Pferde daß sie hitzig, freudig und beherzt seyn, besonders, wenn sie ein wenig roth sind, und guten Athen haben, und im Tummeln schnarchen oder brausen.

Die Kinnbacken sollen, gegen den Hals zu, schmal seyn. Denn sind sie breit und dicke, wie an den Ochsen, so kann ein Pferd mit dem Kopfe nicht gut zu kommen, weil die Kinnbacken das Pferd drücken, und in dem Halse stechen, und es ist nicht möglich, daß sich ein solches Pferd gut zum Zaume schicken könne.

Wenn die Augen groß und wohl vorstehen, fröhlich, hell und licht aussehen, so ist dieß eine Anzeige, daß ein solches Pferd beherzt, stark,

freudig und gesund sey. Im Gegentheil bedeuten die kleinen und trüben Augen ganz das Entgegengesetzte. Die kleinen Augen, so einwärts stehen, werden Sonnaugen genennt, und taugen nichts. Auch die Ziegen= oder Geißaugen sind nichts werth; solche Pferde sind widerspenstig, und kollern gern.

Augen, die tief im Kopfe stecken, bedeuten, daß solche Pferde schwermüthig, faul und träge sind. Die Farbe der Augen wird für die Beste gehalten, wenn sie schön leicht, Kastanienbraun, klar und lauter sind, das man sich wie in einem Spiegel darinnen sehen kann.

Auch die braunen Augen, die ein wenig braunes in dem Apfel haben, gleich wie bei den Katzen, hält man für gut. Diese Pferde sind freudig, und sehen bey der Nacht gut, besonders beim Winter im Schnee.

Schwarze Augen sind kein gutes Mekmal; je schwärzer sie sind, desto schlimmer, besonders, wenn sie einen weißen Ring über dem Augapfel haben. Solche Pferde werden gern blind: je klärer aber die Augen, je besser.

Glasaugen sind auch nicht gut. Pferde die viel Weißes in den Augen haben, sind untreu. Zweyerlei Augen von Farbe sind wieder nicht gut, solche Pferde sind gemeiniglich scheu.

Die Stirne soll breit und hoch seyn. Die Pferde, welche schmale, lange und gebogene Stir-

nen haben, die man Schaaf- oder Haasenköpfe nennet, sind verzagte und furchtsame Pferde. Pferde, denen das Maul und die Nasenlöcher um ein Guttheil vor der Stirne vorgeher, sind freudig und beherzt, darneben aber zornig.

Der Kopf soll an einem Pferde klein, und dünn seyn; es soll denselben aufrecht in die Höhe halten, das Untertheil des Kopfes, das von den Augen bis auf die Nasenlöcher herab gehet, soll rund, nach der Gestallt des Leibes, und dürre seyn, daß man gleichsam alle Adern und Beine sehen und zählen kann.

Die Ohren sollen aufrecht, kurz und spitzig seyn. Diese Zeichen bedeuten ein freudiges, und hurtiges Pferd. Wenn die Ohren aufrecht stehen, bedeutet es Fröhlichkeit: spitzig, Freudigkeit; kurz, Hurtigkeit.

Der Schopf soll lang und dünne seyn, denn er giebt dem Pferde eine schöne Zierde. Ein dicker Schopf, der kraus ist, verdeckt den schönen Kopf des Pferdes.

Die Haare an den Mähnen, Schopfe und Schwanze sollen nicht spitzig, oder kraus seyn, sondern lang und zart.

Die Mähne soll auf der rechten und linken Seite abhangen.

Der Hals soll weder zu kurz noch zu lang seyn, sondern eine mittelmäßige Länge haben, nach

der Proportion, des Leibes. Oben am Kopfe soll er dünn seyn, und unten, gegen die Brust zu, starck; vorne, von der Brust an, gerade über sich gehen, gegen den Kopf, gleichsam wie an einem Hahne. Desgleichen soll er fein in die Höhe gebogen seyn, und sich allgemach in der Höhe verlieren, bis daß er wieder an den Kopf stößt.

Der Schwanz soll viel Haare haben und lang seyn bis auf die Fessel.

Das Obertheil des Halses darauf die Mähne wächst, soll spitzig und scharf seyn, und daselbst soll der Hals nicht viel Fleisch haben. So der Hals dünne und spitzig ist, und oben nicht viel Fleisch hat, so kann das Pferd den Kopf fein über sich in die Höhe tragen.

Die Brust soll breit seyn, damit die Füße oben in der Brust noch wohl weit von einander stehen, welches nicht allein schön, sondern auch für das Pferd gut ist. Denn sie können sich nicht streichen und sind in ihren Schenkeln im Gehen und Laufen desto gewisser, und ein Reuter darf nicht sorgen, daß sie die Füße schränken und mit ihm fallen werden, sondern er kann sie ohne Gefahr mit vorgehängtem Zaume laufen lassen. Hat ein Pferd eine enge, schmale Brust, so ist es das Gegentheil.

Die Brust soll nicht mit vielem Fleische beladen seyn, sondern man muß die Muskeln fein und

deutlich daran sehen können. Denn die, welche vieles Fleisch an der Brust haben, sind gemeiniglich vorne schwer, haben schweren Athem, legen sich heftig in den Zaum, und suchen Hülfe darinnen, daß sie sich vorne erhalten mögen. Solche Pferde sind zum Vorwärtsfallen sehr geneigt, zum Ziehen aber sind sie sehr gut, denn sie begehren nur immer vor sich hin, und legen sich stark in das Kommet oder Siehlen.

Die Buge sollen breit und lang seyn, und sich mit der Brust vergleichen. Sie sollen auch wohl fleischigt seyn, denn solches zeiget große Stärke an. Von dem Buge an, bis auf die vordern Knie, und hinten hinauf, bis auf die hintern Knie, soll ein Pferd viel Fleisch haben.

Der Rücken eines Pferdes soll nicht tief seyn, denn sie haben keine Stärke darinnen. Er soll auch nicht hoch, gebogen seyn, wie bey den Eseln, weil der Sattel nicht wohl darauf liegt. Von dem Wiederrist bis hinten, wo das Kreuz anfängt, soll er nur eine sanfte Tille haben, weil auf solchen Pferden die Sattel wohl aufliegen, und nicht hervor auf den Wiederrist, auch nicht hinter sich laufen.

Das Kreuz fängt nach dem Rücken an, und läuft den ganzen Hebel hinaus, bis auf den Schwanz. Das Kreuz soll breit und stark seyn, aus der nämlichen Ursache, wie bei der Brust ist gemeldet worden. Denn wenn das Kreuz oder Schloßbein oben breit, und unten weit von

einander stehet, so muß nothwendig daraus folgen, daß hinten die Füße auch weit von einander stehen, und sich nicht streichen können. Das weite Auseinanderstehen der Füße ist auch stärker und gewisser. Es ist nicht genug, daß ein Pferd nur auf den vordern Füßen stark sei, sondern dieß muß auch auf den hintern seyn.

Die Ribben sollen breit und stark seyn.

Das Geschröt soll klein, gleich und wohl aufgeschüzrt seyn. Das Glied oder Schaft soll auch kurz und stark seyn.

Der Bauch soll eine mittelmäßige Größe haben, nicht zu viel hangend, oder zu viel aufgeschürzt seyn, sondern soll mit dem Rücken, der Brust und dem Jreuze in Verhältniß stehen.

Die Warzen, welche die Pferde oberhalb des Fußes, auch an dem hintern, unterhalb des Knies haben sind besser, je kleiner sie sind, auch desto gesundere und trockne Schenkel haben die Pferde, sind auch arbeitsam und dauerhaft.

Die Köten und Kegel fangen an, wo das Schinbein aufhöret, und gehen bis auf den Saum, oder Huf hinab; sie sollen niedrig und kurz bei einander seyn, und nicht lang oder hoch, wie an den Türkischen Pferden zu sehen ist. Die hochkötigen Pferde soll man aus der Ursache scheuen, weil sie zum Fallen sehr geneigt sind, sonderlich in Laufen.

Stehen die Köten nicht gerade auf, so haben sie den Mangel, daß sie meistens gern knicken, oder vor sich über die Köten schießen, hinten so-wohl als vorne. Sind aber die Köten oder Kegel kurz, so haben die Pferde eine große Stärke darinnen, werden nicht so bald müde, und die Adern werden nicht so leicht erstreckt, wie an den Hochkötigen. Zu dem haben die Pferde mit kurzen Köten die Tugend an sich, daß sie sehr gut und sicher laufen, lange im Laufen beharren, weil sie im Gräder nicht so bald müde werden.

Die Füße sollen glatt und nicht mit langen Haaren behangen seyn, weil die Haare nach dem Schwemmen nicht gut trocknen, und die Pferde alles Nasse scheuen.

Die Hufe sollen hoch und nicht hohl seyn, auch nicht schmal, wie an den Eseln, sondern breit und rund, weil in den hohlen Hufen gern die Krone und das Leben schwindet, und die Pferde zu den Hornklüften geneigt sind. Sie sollen auch nicht Reife nach der Breite um den Huf haben, sondern die Fäden sollen oben von dem Saume nach der Länge herab gehen. Denn, was nach der Breite herum gehet, springt leicht weg. Was aber von oben herab gehet, ist fest und stark, kann mehr ohne Eisen, als andere mit Eisen vertragen. Weil sehr viel an den Füßen gelegen ist, so muß man genaue Acht darauf haben.

Weiße Hufe sind selten gut, sie sind zärter und mürber, als die schwarzen. Die scheckigten Hufe, welches lange und schwarze Stücken in weißen, oder lange weiße Stücken in schwarzen Hufen sind, werden auch nicht für gut gehalten, es sey denn, daß sie an einem weißen Fuße wären, der ohne dieß ein gutes Zeichen ist, doch sind sie besser, als die gar weißen.

Pferde die vollhufig und satthufig sind, taugen auch nicht viel, denn sie werden leicht hinkend. Die Steine, oder harter Weg, verletzen ihnen die Stralen. Man hält insgemein die schwarzen Hufe, die fast aschgrau sind, für die besten, denn die Stralen stehen in diesen Hufen in die Höhe, daß sie die Steine nicht erreichen können.

Der Saum, welcher zwischen dem Horne und Fleische um den Huf gehet, soll subtil, nicht fest, und vollhaarig seyn, damit die Haut vor der Kälte wohl verwahret bleibe.

Die Füße sollen nicht zu hoch, sondern kurz und niedrig nach Verhältniß des Leibes seyn, weil die hochfüßigen Pferde sehr gefährlich zum Laufen und Gehen sind.

Die Wirbel stehen bei den Pferden an verschiedenen Orten, als zwischen den Ohren, am Halse, bey der Mähne. In der Seite ist nicht viel daran gelegen. Wiewohl einige vermeinen,

daß solche Wirbel an den Pferden glücklich seyn, ob es schon unglülich gezeichnet wäre.

Einige Regeln, welche bei der Remontirung überhaupt können beobachtet werden.

Erstlich; die Remonte muß allezeit in Wallachen bestehen, es sey denn, daß ein Anderes wäre befohlen worden.

Zweitens; das Pferd muß auf allen vier Füßen wohl beschlagen seyn.

Drittens; man muß keines unter vierzehn Fuß nehmen, wenn es nicht die Noth heischt.

Viertens; die vier- fünf- bis sechsjährigen sind, dem Alter nach, am besten.

Fünftens; diese Pferde müssen von gutem, gleichen Schlage seyn.

Sechstens; Sie müssen aus dem Halse wohl gewachsen seyn, einen guten Kopf, breite Brust und Kreutz haben.

Siebentens; sie müssen gut bei Leibe und Kräften seyn.

Achtens; sie müssen gute Knochen haben; hinten, und vorne frei seyn, daß sie vorne nicht kreuzen, und von hinten nicht kühhufig gehen.

Neuntens; sie dürfen nicht platt- oder vollhufig,

Zehntes; nicht tiefrückig oder eingesattelt,

Eilftens; vorne nicht niedriger, als hinten,

Zwölftens; nicht hornklüftig, nicht blind, auch nicht monathblind seyn;

Dreizehntens; auch nicht etwa abgeschnitten, oder Saukreuz,

Vierzehntens; keinen Katzenschwanz haben, oder mit angesetztem falschen Schweife versehen seyn.

Funfzehntes; Es müssen keine Krippensetzer, auch an den Füßen nicht, oder doch nur wenig behangen,

Sechzehntens; folglich stark von Knochen und Schenkeln seyn.

Siebenzehntens; keine Wildfänge, sondern gut geritten seyn,

Achzehntens; und endlich nach den übrigen, vorstehender Merkmalen bestmöglichst gewählet werden.

Bemerkungen über einige Krankheiten des Rindviehs und deren Heilart.

So manchem durch Vorurtheile geblendeten Landmanne oder Oekonomen, der zuweilen selbst den Vieharzt macht, und, durch unrichtige Begriffe irre geleitet, oft viele Krankheiten seines Viehes für Würkungen der Hexerei und Zauberei hält, die, seinem Vorgeben nach, nicht anders, als durch die Kur der Sympathie können gehoben werden, — glauben wir keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir ihn in dieser Abhandlung eines bessern belehren, und ihm Mittel an die Hand geben, durch die er diese oder jene Krankheit seines Viehes am leichtesten heben könne. Wir wollen deshalb jetzt einige Krankheiten des Rindviehes, zugleich aber auch die Mittel anzeigen, wodurch sie können geheilt werden.

No. I.

Von der Klauenschwulst.

Die Entstehung der Klauenschwulst ist in nichts anderem zu suchen, als in der Entzündung der

Klauenspalten, wodurch das Vieh lahm zu gehen, oder zu hinken genöthiget wird. Nasse Jahre und sumpfigte Gegenden sind die veranlassende Ursache. Sie zu heilen gehen wir also zu Werke:

Wir binden schwarze, zerstoßne Waldschnecken, mit etwas Kochsalz vermischt, oder geschabten Speck mit Salz vermischt in einen Lappen und legen ihn auf die kranke Stelle, die gewiß davon heilen wird.

No. 2.

Von der Bräune.

Die Bräune ist ein Aufschwellen der Halsdrüsen, das ein endliches Ersticken drohet. Das Vieh schöpft bei dieser Krankheit schweren Athem, der Hals schwillt und der Mund stößt Hitze aus. Wider diese Krankheit haben wir noch folgendes Mittel für gut befunden:

Wir lassen dem Thiere eine Ader öfnen, und waschen ihm dann den Rachen mit warmem, verdünntem Essige aus, worinnen etwas Salpeter ausgelößt worden ist. Das Getränk muß dem Viehe warm und das Futter trocken gegeben werden. Aeußerlich schlossen wir warme, wollene Lappen um den Hals.

No. 3.

Vom dem Knieschwamme.

Dieses Uibel entspringt von einem heftigen Sprunge und von gewaltsamer Ausdehnung der Kniesehne. Wir bedienen uns öfters gegen diese Krankheit des warmen Wassers, mit etwas zerriebenem Kampfer vermischt, und machen davon Uiberschläge.

No. 4.

Von dem Kropfe.

Der Kropf legt sich gewöhnlich in der Größe eines Hühnereies unter dem Halse an. Seine Geschwulst enthält Luft und Wasser, er vergeht oft von sich selbst, und kommt auch wieder. Hier ist nichts weiter zu thun, als daß wir die Geschwulst öfnen lassen.

No. 5.

Von dem Blutharnen des Rindviehes.

Das Blutharnen, auch der Weidebruch genennet, ist eine natürliche Folge der Fütterung, und ereignet sich im Frühling und Sommer durch manche Arten von Kräutern, oder auch von dem

Wechsel der Weide, wenn das Vieh von der Feldgrasung in die Waldweide getrieben wird, wo sie allerlei schädliche Kräuter aus Gierigkeit mit fressen. Die Merkmale dieser Krankeit sind, öftere Zusammenkrümmung des Viehes, Ekel vor dem Futter und öfterer Durst. Bei der Kur müssen wir einen warmen Stall, gesundes, trocknes Heu haben und das Vieh vier und zwanzig Stunden dursten lassen. Wir geben ihm täglich zweimal, jedesmal ein Quart oder zwei Nößel, Dekokt von junger, frischer Eichenrinde, und zwei Stunden darauf ein Quart frische Schaafmilch. Zu einer solchen Porzion können wir ein Viertel-Pfund Eichenrinde, oder auch die Rinde von wilden Kastanienbäumen brauchen. Wir übergießen sie mit kochendem Wasser, lassen sie noch eine Weile kochen, und in einem bedeckten Topfe erkalten, wornach dann der Aufguß eine braune Farbe, gleich dem Biere, erhält.

Das junge Rindvieh erholt sich bald im Stalle und bei trocknem Futter; alte Kühe hingegen pflegen leicht an dieser Krankheit zu sterben, wenn man nicht ihren Unterleib und die Nierengegend durch eine wollene Decke zeitig erwärmet.

No. 6.

Von dem Rückenblute.

Diese Krankheit findet sich sowohl im Stalle als auf der Weide ein. Der Leib schwillt dem Vieh, es erfolgt Stöhnen, schwerer Athem, Engbrüstigkeit, Steife und Verstopfung. Wir heben dieses Uibel am geschwindesten durch Eröfnung einer Halsader, worauf oft auf der Stelle Besserung erfolgt. Sollte aber noch keine Oefnung des Leibes erfolgen, so brauchen wir ein Klistir von Tobacksrauche, oder einen Absud von Tobacksblättern.

No. 7.

Von dem Herzwurme.

Diese Krankheit findet sich bei dem Vieh am häufigsten im Frühjahre ein, wobei gewöhnlich dem Rindviehe ein Stück vom Schwanze abfällt. Wir suchen dieses Uibel dadurch zu heben, daß wir einen Einschnitt in die Spitze des Schwanzes mit einem Messer machen, jedoch nur längst der Haut, worauf sich die Wunde selbst heil eitert. Dieses Uibel verursacht vornehmlich die Winternässe im Stalle, von der sich immer ein Gelenk nach dem andern ablößet.

No. 8.

Von dem Ausschlage.

Der Ausschlag zeigt sich als eine weiße Rinde an Mund, Hals und Augen. Wir heilen dieses Uibel, wenn wir den Schurf mit einem Holzspan einige Tage durch bis aufs Blut beschaben, und Schmeer als Salbe aufstreichen. Doch muß dieses Mittel bald gebrauchet werden, weil der Grind das gesunde Vieh ansteckt.

No. 9.

Von der Verrenkung im Büge oder an andern Theilen.

Wir reiben des Morgens und Abends Kühnöhl und Ziegelmehl sehr stark ein. Das letztere gebrauchen wir nur als ein mechanisches Mittel die Schweißlöcher der Haut zu eröfnen, damit das erstere besser eindringen kann.

No. 10.

Von dem Wackeln der Zähne.

Wir reiben das Zahnfleisch oft mit Ofenruß, Tormentillpulver und Salz, wenn die Zähne etwa von dem harten Winterstroh zu wackeln an-

fangen, und drücken die wackelnden Zähne wieder in die Kiefern fest ein.

No. 11.

Von den Läusen.

Die Läuse, welche eine allgemeine Plage des Rindviehes sind, und sich meistens hinter den Hörnern und Ohren, am Halse und Rückgrad aufhalten, werden wir dadurch vertreiben, wenn wir Queckfilber unter altes Schmeer mischen und die Oerter damit einreiben. Noch weit besser und nicht schädlich ist die Brühe von Brasilientoback.

No. 12.

Von dem weißen Kälbermiste.

Diese Krankheit ist unter den säugenden Kälbern sehr gemein. Sie giebt sich durch dünnen, klebrigen und stinkenden, weißlichen Pferg zu erkennen, und besteht eigentlich in einer Milchruhr. Häufige, aber ungesunde, scharfe Milch ist die Ursache davon, daß die Verdauung verdorben, und die Eingeweide verschleimt und angegriffen werden. Das sicherste Mittel dagegen ist, daß wir jedem Stücke einige Löffel voll Leinöhl, und ein halb Loth Tormentilpulver etlichemale eingie-

ßen. Wir binden auch dem Viehe eine dicke, wollene Decke um den Leib, und verschaffen demselben trockne Streue.

No. 13.

Von dem Schwellen wegen der Giftkräuter.

Diese Krankheit rührt hauptsächlich von dem Genusse des Garten- und Wasserschierlings, oder von bereiften Pflanzen im Herbste, oder auch von überflüssig gefüttertem Klee her, wenn das Vieh zu viel säuft, oder wenn man des Morgens bethauten Klee abmähet, worauf öfters verschiedene, schädliche Insekten befindlich sind, oder auch, wenn der vorgestreute Klee naß ist.

Uiberhaupt muß man wissen, daß Klee und andre saftige Kräuter nicht zu häufig gefüttert werden dürfen, weil alles überflüssige grüne Futter das Vieh aufblähet. Das von der fixen Luft des grünen Futters aufgetriebene Vieh fällt endlich um und stirbt. Diese Krankheit äußert sich durch einen geschwollenen Leib, durch heißes Athmen, Keichen und aufgesperrten Rachen, so wie durch ein ängstliches Zittern über den ganzen Leib. In dem Hollsteinischen hat man die Gewohnheit, daß man sogleich den aufgeblähten Magen, welcher die Lunge zusammendrückt, mit einer Pfrieme, durchsticht. An andern Orten leget man ein Tuch

mit warmem Wasser befeuchtet auf das Rückgrad, drehet ein langes Talklicht im After herum, und gießet dem Viehe einen warmen Aufguß von Theer in den Hals, welchen man mittelst eines Strohkranzes zum Ausgange der gährenden Dünste offen erhält. Noch an andern Orten gießet man ihm einige Löffel voll Leinöhl ein. Den Ochsen giebt man warmes Bier, worinnen man etliche Hände voll gesiebte Asche kocht. Auch wird ein Stück gebrannter Kalk, einer halben Hand groß, im Wasser abgelöschet und nach dem Zerfallen mit mehrerem Wasser verdünnt, in vielen Fällen gute Würkung thun. Dabei muß das Vieh auf dem Felde anhaltend umher getrieben werden. Man kann auch ein Loth Spießglasleber, mit zwei Nösel warmen Wassers vermischt, eingießen und es eine gute Zeit durch herumjagen.

Sollte jedoch die Krankheit schon so weit gediehen seyn, daß die Haut bereits wie ein Trommelfell gespannet wäre, und das Vieh schon anfinge sich nieder zu legen, alsdann ist der Stich an der linken Seite, zwischen der lezten Ribbe, an dem Hüft- und Kreuzknochen, genau in der Mitte der Weiche, senkrecht in den hohlen Bauch, mit dem Trockar, dessen Röhre man für den Ausgang der Winde in der Wunde stecken läßt, eine unvermeidliche Operazion. Nach Verlauf einer Viertelstunde werden sich die elastischen Dünste zerstreuen, und man ziehet dann die Röhre aus der Wunde, führt das Vieh herum, und beschmieret die Wunde täglich dreimal mit Wagentheer, da sie dann

binnen vierzehn Tagen nur wenig Haferschrott, oder Trebern.

In Ermangelung eines besondern Viehtrokkars bedienet man sich eines Messers, und hält den Stich durch eine dünne Hollunderröhre, die an einer Schnur befestigt ist, offen. Diese Röhre stößt das Fett des Zellgewebes zurück, damit es den Stich nicht verstopfen könne. Der Stich selbst wird bei erwachsenem Viehe eine Spanne tief, an der linken Seite, da, wo man mit einem Holze hinten vom Hüftknochen, bis an die lezte Ribbe die Hälfte des Weges abgemessen, kurz recht mitten in der Weiche, geführt. Die Spitze des Messers oder eines runden dicken Pfriemens, dringe blos ein bis zwei Zolle tief ein, und den übrigen Theil des Messers überwickle man mit einem Lappen. Nach eben dieser Methode werden auch die überfütterten Pferde gestochen. Andere gießen dem überladenen Rindviehe, wenn es zu schwellen anfängt, Milch mit Schnupftaback als eine Purganz ein, und führen es umher *) —

*) Bei obigen Hülfsmitteln muß man auch zugleich jemanden haben, welcher dem Vieh mit einer in Oel getauchten Hand in den Mastdarm greift, und den vorgelegten Mist wegzuschaffen sucht, wodurch das Vieh noch schleuniger Hülfe erhält.

A. d. Herausg.

No. 14.

Von dem tödtlichen Verhalten des Urins.

Diese Krankheit nimmt endlich so sehr überhand, daß die Urinblase zerreißt, wenn man dem Vieh nicht schleunig zu Hülfe kommt. Wir reiben deshalb den Harnkanal, der gerade unter dem After herabläuft, mit erwärmten und mit Kampher eingeriebenen wollenen Lappen. Sollte dieß keine Wirkung thun, so machen wir bei den Ochsen, mit einem sehr scharfen Messer, anderthalb Zoll weit von After, herabwärts gegen den Hodensack, der Länge nach einen Einschnitt.

Hier zeigt sich die weiße Harnröhre, von der Dicke eines kleinen Fingers. Diese weiße Röhre ritzen wir der Quere nach mit der Lanzette halb auf, worauf dann der Harn durch die Wunde abläuft, welche wir mit warmen Leinöhle so oft reiben als das Vieh geharnt hat. Lange lassen wir aber die Wunde nicht offen, und schlagen oft Tücher über den Ort der Blase.

No. 15.

Von der gefreßnen Herbstzeitlose.

Die Krankheit wegen gefreßner Herbstzeitlose, die dem Vieh im Frühlinge schädlich ist, ob sie

No.		Seite.
89	Weiche, englische Wichse.	60
90	Federkiele zu färben.	61
91	Früchte nach der Natur in Wachs zu formen.	63
92	Blumen so zu trocknen, daß sie ihre natürliche Gestalt beibehalten.	69

Gartensachen.

93	Zubereitung des Erdreichs, welches zur Pflanzung aller Gewächse mit Vortheil kann gebraucht werden.	71 / 74
94	Felder und Gärten ohne Mist zu düngen und tragbar zu machen.	75
95	Bäume zu pflanzen, die im ersten Jahre Früchte tragen.	76
96	Allerlei Gebrechen und Mängel an den Bäumen zu heben.	86
97	Anweisung eine gute Baumsalbe zu bereiten.	
98	Ein gutes Pfropfbaumwachs zu bereiten.	86
99	Ein anderes gutes Baumwachs.	87
100	Dem Obste eine schöne Farbe zu geben.	88
101	Die Früchte zu vergrößern.	89
102	Erdbeeren groß zu ziehen und sie gut abzuwarten.	91
103	Schriften und allerlei Figuren auf Pfirschen und andern Früchten wachsen zu sehen.	92
104	Veranlassung, daß auf einem Birnbaume Weintrauben wachsen.	92
105	Kirschen ohne Kern wachsen zu lassen.	93

No. Seite.

106 Die Kirschen vor Fäulniß zu bewahren. . 94

107 Sommerfrüchte über Winters frisch zu erhalten. . . 94

108 Blumen und Früchte den Winter hindurch frisch zu erhalten. . . 95

109 Pilse das ganze Jahr durch zu erzeugen. 96

110 Methode die Champignons nach Art der Chineser zu erzeugen. . . 97

111 Die Weintrauben in einem kalten Klima und bei nasser Herbstzeit reifend zu machen. . . . 99

112 Die Feinheit des Hanfes zu befördern. . 100

113 Anweisung die Kartoffeln aus Saamen zu ziehen. . . . 101

114 Zeitigen Blumenkohl zu erzeugen. . 104

115 Färberröthe zu pflanzen. . . 107

116 Allerlei Blumen frühzeitig hervorzubringen. . . . 108

117 Frühzeitige Blumen zu erzeugen. . 109

118 Den Blumen einen andern als ihren eigentlichen Geruch zu geben. . 110

119 Die Blumen auch im Winter wachsend zu machen, und ihre Früchte ein ganzes Jahr hindurch zu erhalten . 110

120 Den Blumen verschiedene Farben zu gegen. . . : 111

121 Die Farbe an den Blumen zu verändern. 113

122 Ein schwimmendes Blumenbeet. . 114

123 Grüne und gelbe Rosen zu erzeugen. : 114

144 Auf einem Stengel verschiedene Blumen zu fingigen. . . 115

No.		Seite.
52	Klingende Kugeln hervorzubringen.	33
53	Ein Schießpulver das keinen Knall giebt.	34
54	Kugeln, welche durch eiserne Harnische schiesen.	35
55	Ein leuchtendes Fläschgen.	35
56	Nachtlichter zu bereiten.	36
57	Ein Licht zu bereiten, welches 8 Tage und 8 Nächte brennt, ohne es putzen zu dürfen.	37
58	Unauslöschliches Licht.	37
59	Ein Licht zu bereiten, das auch im Wasser brennt.	38
60	Zwei Köpfe, deren einer das Licht auslöscht, der andere wieder anzündet.	39
61	Einen Eiszacken brennbar zu machen.	40
62	Die Gesichter schwarz zu färben.	40
63	Menschen gräulich zu machen.	41
64	Der redende Cicero.	41
65	Zwo Figuren, wovon die eine das sagt, was der andern leise ins Ohr gesprochen worden.	42
66	Hölzerne Bilder im Wasser aufrecht schwimmen zu lassen.	44
67	Einen Pfennig auf einer Nadelspitze tanzend zu machen.	44
68	Einen Pfennig im Glase tanzen zu lassen.	45
69	Zu machen daß das Wasser aus der Schüssel in einen umgestürzten, leeren Topf steige.	46
70	Daß eine Person ein volles Glas Wasser nicht von der Stelle nehmen könne, ohne es auszuschütten.	46

No. Seite.

71 Einen starken Stock auf zwey Gläsern zu zerschlagen, ohne diese zu verletzen. = 47
72 Mit einem leeren Weinglase einige Pfund Metall in die Höhe zu heben. = 48
73 Einen Ring aus dem Wasser zu holen ohne die Hände naß zu machen. = 49
74 Ein Bier= oder Weinglas von oben bis unten herum durchzuschneiden, so daß man es spiralförmig aufziehen kann. = 49
75 Lebendige Fische und Vögel in zwo gläserne Kugeln zu bringen. = = 50
76 Bilder auf dem Tische tanzend zu machen. = 51
77 Augenblickliche Darstellung einer Sonnenuhr in der Hand. = = 51
78 Das Siegel eines Briefes zu emailliren. = 52
79 Einen goldnen Ring zu verfertigen, dessen gestochene Figuren man nach Belieben sichtbar oder unsichtbar machen kann. = 53
80 Vergoldung und Versilberung ohne Feuer. 54
81 Gold= Silber= und Kompositionsgeschirr zu poliren. = = 55
82 Silberne und goldne Spitzen zu säubern. = 56
83 Flecke aus seidnem Zeuge zu bringen. = 56
84 Dintenflecken aus weißem Zeuge zu bringen. = = = 57
85 Bewerkstelligung, daß das Quecksilber von selbst aus einer Schale in die andre laufe. = = = 58
86 Das Feuer ohne Beschädigung anzugreifen. 58
87 Ein Kütt auf zerrißne Oefen. = 59
88 Eine harte, englische Wichse zu machen. = 60

gleich gedörrt und im Herbste keinen Schaden bewirkt, heben wir durch mit Essig abgekochte Tacksbrühe und vielen Sauerampfer. Es ist daher sehr vortheilhaft und nützlich, die Zwiebel der Herbstlose im Herbste auf der Wiese, so viel als man kann, zu zerstören. Wider gefreßne weiße und schwarze Nieswurz, Schierling, Belladonna und Bilsenkraut, gebrauchen wir eine Menge Pappelkraut mit Leinöhle vermengt, auch bedienen wir uns, zu einem Klistire, ebenfalls des Leinöhls.

No. 16.

Von dem Keichhusten.

Bey dieser Krankheit wird das Vieh traurig, die Haare richten oder streuben sich in die Höhe, die Milch vergeht, und die Augen werden dunkel und fallen ein. Wir halten ihn Branntweinspühlig unter die Nase, und lassen den Dampf unter einem Tuche in die Luftröhren eindringen. Wird diese Lungensucht ansteckend, so brauchen wir das Aderlassen, und aller sechs Stunden darauf ein Glas Essig mit halb so viel Leinöhl, und einem Pulver von einem halben Lothe Schwefel, eben so viel Salpeter, und einen Lothe pulverisirter Alandwurzel. Das Getränk geben wir ihm lauh, und bereiten es aus Gerstenmehl und Ehren-

preis, auch geben wir ihm Klistire von Kamillen, in Wasser gekocht.

No. 17.

Von der Erkältung.

Diese Krankheit ist bey dem Viehe fast eben das, was bey dem Menschen der Schnupfen ist. Das Vieh sucht im Futter herum nnd frißt nicht. Wir hängen ihm täglich frische Zwiebeln an eine Schnur befestigt um den Hals. Die Zwiebeln werden den folgenden Tag wie gekocht aussehen, auch zieht dieses Halsband eine Menge Schleim und andern Koth aus dem Rachen und der Nase ab.

No. 18.

Von den ansteckenden Rindviehseuchen.

Die Rindviehseuche, deren Merkmal sträubigtes Haar, ein schauderndes Zittern am ganzen Leibe, kalte Ohren und Hörner, eingefallene, rothe Augen, fließende Nase, mangelnde Freßlust, trockne Zunge, schwarzer Koth und schwerer Athem ist, muß man geschwind zu heben suchen, weil sonst das Vieh sterben würde wenn wir nur einige Zeit verlöhren. Das Vieh stirbt schon am vierten oder fünften Tage an diesem bösartigen Faulfieber.

Die Kur müssen wir mit Halsaderlassen von vier Pfunden Blut anfangen; dieß muß aber nothwendig vor dem drittem Tage geschehen.

Wir gießen ihm dann ein halbes Pfund lauhwarmes Leinöhl ein, geben ihm auch ein Klistir von Weinessig, Kochsalz und Leinöhle. Das Futter muß aus Roggenmehl mit Molken, oder Kleien mit zerstampften Kirbissen bestehen. Wir erwärmen ihm dabei den Leib mit starken, umgebundenen Decken, räuchern den Stall mit Weinessig, auf heiße Steine gegossen, oder wir lassen einen Schwefelfaden in einen Topf gelegt, im Stalle ausbrennen. Dabei geben wir dem Viehe alle drey Stunden ein Pulver von einem Pfunde Salpeter, einem Pfunde weißen Weinstein, und vier Loth Kampher, jedesmal ein Loth, im lauhen Wasser ein.

Die Fieberhitze lindern wir durch Weinessig Honig und Salpeter, welche Spezies wir in warmes Wasser mischen, und zum Getränke geben. Wir waschen auch oft mit einem Schwamme den Rachen damit aus. Täglich striegeln wir das Vieh, um die Schweißlöcher zu eröfnen, zweymal; gegen heftigen Durchfall brauchen wir Leinöhl und Kleien in Molken.

Die sonstigen Ursachen der Hornviehseuche sind der sogenannte Mehlthau, schädliche und kalte Nebel, oder allerhand schädliche Insekten, die sich aus der Luft auf die Kräuter und Gewächse gesetzt haben; ferner, das zu zeitige Austreiben des

Viehes bei starkem Reife, gefrohrnes Gras, niedriges Wasser, Eiswasser, Kälte auf heiße Luft, heiße und dumpfiichte Ställe, zu viele Sonne auf dürren Viehweiden, Mangel an Salzlecken, faules Futter, und Umgang mit andern, schon angestecktem, Viehe.

Gesundheitsmittel für die Schaafe.

Dieses Mittel ist sehr schätzbar und verdient hier mit angesetzt zu werden. Es wird folgender Gestalt bereitet: Wir nehmen z. B. auf hundert Stücke Schaafe, ein Pfund Enzian, ein Pfund Loorbeeren, ein Pfund Kreide, ein viertel Pfund Hollunderbeeren, und eben so viel Hühnerwurzel. Wir vermengen diese Spezies wohl mit einander, vermischen sie mit Salze und stoßen sie in einem Mörsel. Dieses Pulver geben wir den Schaafen zu fressen. Ingleichen werden wir, als eine herrliche Arznei für die Schaafe, anempfehlen, denselben den im Frühjahr gesammleten Birkensaft zu trinken, und das Laub dieser Bäume zu fressen zu geben. Und sollten ja Krankheiten unter den Schaafen einreißen, so räuchere man des Abends und Morgens ihre Ställe mit dürrer Raute und Wermuth. Zur Konservirung ihrer Gesundheit backen wir Hollunderbeeren im Ofen, behalten sie das ganze Jahr auf, zerreiben solche und geben sie den Schaafen öfers mit Salz und pulverisirter Hühnerwurzel zu lecken.

Seite.
Qualitäten eines guten Reitpferdes. = 203
Die Proportion und die Glieder des Pferdes betreffend. = = 204
Einige Regeln, welche bei der Remontirung überhaupt können beobachtet werden. 214

Bemerkungen über einige Krankheiten des Rindviehs und deren Heilart.

1 Von der Klauenschwulst. = = 216
2 Von der Bräune. = = 217
3 Von dem Knieschwamme. = 218
4 Von dem Kropfe. = = 218
5 Von dem Blutharnen. = = 218
6 Von dem Rückenblute. = = 220
7 Von dem Herzwurme. = = 220
8 Von dem Ausschlage. = = 221
9 Von der Verrenkung im Buge oder an andern Theilen. = = 221
10 Von dem Wackeln der Zähne. = 221

		Seite.
11	Von den Läusen.	222
12	Von dem weißen Kälbermiste.	222
13	Von dem Schwellen wegen der Giftkräuter.	223

No.		Seite.
125	Haß und Liebe der Gewächse gegen einander.	116
126	Erdflöhe zu vertreiben.	120
127	Zu verhindern daß die Ameisen nicht auf die Bäume laufen.	121
128	Mittel gegen Ratten und Mäuse.	121
129	Maulwürfe zu vertreiben.	122
130	Mittel wider die Fliegen.	123
131	Noch ein Mittel wider die Erdflöhe.	124
132	Allelei schöne Nelken aus den Saamen zu erziehen und was dabei zu beobachten.	124
133	Erde, welche bei den Nelken erfordert wird.	129
134	Wie man die Nelken in die Aesche pflanzet.	133
135	Methode die Nelken einzuschlagen oder einzuschneiden.	136
136	Art und Weise die Nebenschößlein der Nelken wohl abzuschneiden.	139
137	Beschaffenheit des Topfes, worein man die Nelken pflanzen soll.	142
138	Bestimmung der Zeit wenn man die Nelken in das Gewächshaus bringen soll.	144
139	Behandlungsart der Nelken im Gewächshause.	144
140	Ueber die Zeit wenn man die Nelken aus ihrem Gewächshause bringen soll.	149
141	Von den Eigenschaften schöner Nelken.	151

Bayerische Staatsbibliothek München

No. Seite.

142 Methode, wie die Nelken behandelt werden müssen wenn sie in die Spindel treten oder Pfeilchen treiben. = 154

143 Wie man der Nelke ihre überflüssigen Köpfe nehmen müsse. = = 159

144 Wie der Nelke bey ihrer Blüthe zu Hülfe zu kommen ist. = = 160

145 Wie man die Nelke von dem ihr schädlichen Ungeziefer reinigen solle. = 162

146 Methode die Nelken zu begießen. = 167

147 Bestimmung des Ortes, wohin man die Nelken stellen müsse, um sie dem Ungeziefer zu entziehen. = = 169

148 Bestimmung der Gegend, die für die Nelken am diensamsten ist. = 171

IV. Abschnitt.

Beiträge zur richtigen Kenntniß und Beurtheilung der Pferde.

Seite.

Von dem Unterschiede der Farben an den Pferden. = = = 175

Das Alter der Pferde zu erkennen. = 187

Von der nöthigen Größe und Tugend eines Pferdes für einen Soldaten. = 202

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sammlung chemischer Experimente zum Nutzen der Künstler, Fabrikanten und überhaupt für alle Stände

Bd.: Zweiter Theil

Leipzig 1793

Techn. 185 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11361978-6
VD18 90651758